301

Bunte Briefe

aus Amerika.

Von

Eugen Zabel.

2. Auflage.

Berlin 1905
Verlag von Georg Stilke.

E168
.Z16

66824
105

An Bord „Kaiser Wilhelm II".

März 1904.

Wir hatten im Passagierbureau des „Norddeutschen Lloyds" in Bremen unsere Billets von der Größe eines Folianten in Empfang genommen, auch unser Gepäck in der riesigen Halle neben dem Zentralbahnhof ordnungsmäßig verladen. Nun pilgerten wir in froher Gesellschaft, wie es das Recht und die Pflicht jedes Deutschen ist, nach dem altberühmten Ratskeller, um vor der Abfahrt nach der Neuen Welt einen kräftigen Abschiedstrunk zu nehmen. Liebe Freunde erwarteten uns dort, um bei munterem Gespräch und Gläserklingen alte Erinnerungen aufzufrischen und uns ihre besten Wünsche für die Fahrt über den atlantischen Ozean und ein glückliches Wiedersehen auszusprechen.

In dem so unvergleichlich gemütlichen Raum vergingen uns die Stunden im Fluge und fünf Minuten vor zwölf Uhr bestellten wir uns als vor-

sichtige Leute noch ein halbes Dutzend Flaschen, da beim Beginn der Geisterstunde im Bremer Ratskeller bekanntlich nichts mehr verschenkt wird. Hat man sich dagegen rechtzeitig mit der nötigen Flüssigkeit versorgt, so darf man dort so lange ausharren wie der Vorrat der Getränke reicht. Die Haustür wird geschlossen und niemand mehr hineingelassen, so daß die Anwesenden in ihren Phantasien durch keinen nächtlichen Eindringling gestört werden. Viele sollen in ihrem Beharrungsvermögen sogar so weit gegangen sein, daß sie die Kellner zu Bett geschickt und erst am frühen Morgen, wenn der Hausdiener mit dem Schlüsselbund klirrte, um die Tür wieder zu öffnen, sich von ihren Tischen erhoben haben.

So arg trieben wir es nicht, da wir mit klaren Köpfen an Bord gehen wollten. Immerhin war es zwei Uhr geworden, als uns der Nachtportier von „Hillmanns Hotel" begrüßte und der Kellner die Treppe hinaufleuchtete, um uns die im voraus bestellten Zimmer anzuweisen. Vier Stunden ruhigen Schlafes genügten, um uns wieder frisch zu machen. Der Extrazug des „Norddeutschen Lloyds" brachte uns in anderthalb Stunden nach Bremerhafen, wo der prachtvolle Dampfer, dem wir uns für die Ueberfahrt für die Reise nach Amerika anvertrauen wollten, in seiner ganzen Schönheit vor uns lag.

Mit dem „Kaiser Wilhelm II." feierte ich bei dieser Gelegenheit ein fröhliches Wiedersehen, da es mir

gerade ein Jahr zuvor vergönnt war, die erste Ausfahrt dieses Schnelldampfers bis nach Southampton und Cherbourg mitzumachen. Mit wehmütigen Blicken verließ ich ihn aber auf der Rhede des französischen Kriegshafens, um mich auf dem Tender ans Land zu begeben, während mich der Gedanke an Amerika schon damals in weite Ferne lockte. Nun sollte der unruhige Reisedrang, der sich bei mir in jedem Frühling einzustellen pflegt, in längst ersehnter Weise befriedigt werden. Als ich meine Kabine bezogen und den ersten Blick in den Speisesaal geworfen hatte, fühlte ich mich sofort wie zu Hause. Das Bild des Schiffes hatte sich meiner Erinnerung so fest eingeprägt, daß ich imstande gewesen wäre mich auf ihm mit verschlossenen Augen zurechtzufinden und jene erste Fahrt lebte bis zur Landung an der englischen und französischen Küste in allen Einzelheiten wieder vor mir auf.

Das prachtvolle Schiff, das den Namen des deutschen Kaisers trägt und damals seine erste Reise nach Amerika antrat, war vom Norddeutschen Lloyd in Bremen mit der Absicht in Auftrag gegeben worden, alle bisherigen Leistungen von Schnelldampfern zu übertreffen und in dieser Industrie einen Höhepunkt zu erreichen, den auch die fremden Nationen anerkennen sollten. Nachdem diese Gesellschaft im September 1897 den Dampfer „Kaiser Wilhelm den Großen“ und im Herbst 1901 den

„Kronprinzen Wilhelm“ den Fluten anvertraut hatte, mußte es sich darum handeln, das Erlesenste, Zweckmäßigste und Kostspieligste, was die heutige Schiffstechnik überhaupt zu leisten vermag, zu einer allgemein bewunderten Musterleistung zusammenzufassen.

Eine solche äußerste Anspannung aller vorhandenen Kräfte war schon durch den Umstand geboten, daß dieser Schnelldampfer, als er im August 1902 die Werft des Stettiner „Vulcans“ verließ, in Gegenwart unseres Landesherrn und in dessen Auftrag von der Tochter des Generaldirektors Dr. Wiegand „Kaiser Wilhelm II.“ getauft wurde. Dieser Name prangte allerdings in weithin leuchtender Goldschrift bereits am Bug eines älteren Lloyddampfers, mit dem wir im Frühling 1895 nach der Einweihung des Nordostseekanals eine denkwürdige Fahrt von Kiel ums Kap Skagen nach Bremerhaven zurückgelegt hatten. Aber auf allen Gebieten der Schiffstechnik waren seitdem so überraschende, noch vor kurzem für undenkbar gehaltene Fortschritte gemacht worden, daß mit ihnen gewissermaßen eine ganz neue Epoche für diese Industrie angebrochen war.

Unter dem Zeichen des deutschen Kaisers konnte und mußte die Parole ausgegeben werden, das schnellste, größte und in allen Einrichtungen vollkommenste Schiff dem Ozean zu übergeben, über das irgend eine Handelsflotte der Welt verfügt. Es durfte von der deutschen Industrie die Lösung einer Aufgabe

verlangt werden, wie sie ihr vorher noch niemals gestellt war. Die sechzehn Millionen Mark, die dieser Koloß des Meeres verschlungen hat, ohne daß in dieser Summe die Betriebskosten eingerechnet sind, erschienen dem Norddeutschen Lloyd als keine übertrieben große Ausgabe im Hinblick auf das Ziel, das erreicht werden sollte. Nachdem drei Jahre vorher in Stettin der Kiel zu diesem Schnelldampfer gelegt war, konnte er bereits im April 1903 unter den Hurrahrufen der Bevölkerung den Quai vor der Lloydhalle in Bremerhaven verlassen und seine Reise nach Amerika antreten.

Bloße Zahlen geben keinen Begriff von den Größenverhältnissen eines solchen Dampfers. Man muß die Ziffern in Anschauungen umsetzen und aus bekannten Vorstellungen Vergleiche heranziehen, um klar zu machen, um was es sich handelt. „Kaiser Wilhelm II." besteht aus sieben durch das ganze Schiff laufenden Etagen und sein Bau entspricht mit der Gesamthöhe von siebzig Fuß einem modernen Hause von vier Stockwerken. Der Doppelboden des Dampfers kann dabei als Keller und Parterrewohnung gelten, während die oberste Etage, die nach unser Aller Erwärmerin Sonnendeck genannt wird, den Dachfensterwohnungen entspricht.

Die Länge des Dampfers kommt mit ihren fast siebenhundert Fuß ungefähr der Strecke vom Brandenburger Tor bis zur Wilhelmstraße gleich. Dem

hübsch geschriebenen Führer, den der Norddeutsche Lloyd herausgegeben hat, entnehmen wir ferner, daß zur Verladung des Gewichts von 11200 Tonnen, die dieser Dampfer darstellt, 1120 Eisenbahngüterwagen gewöhnlicher Konstruktion oder etwa zwanzig große Güterzüge zu 120 Achsen erforderlich wären. Es genügten aber wenige Sekunden, um diese ungeheuren Massen von der Werft des „Vulkan", der seine vier größten Hellinge für elektrischen Krahnbetrieb eingerichtet hatte, in die Fluten gleiten zu lassen. „Kaiser Wilhelm II." kann 775 Passagiere erster, 343 Passagiere zweiter Klasse und 770 Zwischendecker aufnehmen, gibt also mit der Besatzung von 600 Mann nahezu 2500 Personen Unterkunft.

Um die Schwankungen des Schiffes bei hochgehender See für die Passagiere während der Mahlzeiten möglichst wenig empfindlich zu machen, ist der Speisesaal so tief gelegt, daß sich über ihm ein Lichtschacht von einer Höhe aufbaut, wie er in dieser Größe bei keinem der früheren Dampfer zu finden ist. Er zieht sich durch drei Stockwerke hindurch und seine gläserne Plafondfläche umfaßt etwa fünfundvierzig Meter im Umfange. Daraus ließen sich Ventilationseinrichtungen entwickeln, die von den Passagieren, namentlich in der heißen Jahreszeit, wohltuend empfunden werden, und bei der Menge Menschen, die sich hier beim Genuß von Speise und Trank mehrere Stunden aufhalten, in jeder Beziehung notwendig waren.

Neben den drei Mitteltafeln, die den ganzen Saal in seiner Länge durchziehen, sind zu beiden Seiten und in den Nischen eine große Anzahl kleinerer Tische aufgestellt, da die Gewohnheit bei unseren Diners, die Gesellschaft in einzelne Gruppen aufzulösen, sich auch auf den Dampfern immer mehr einbürgert. Die Deckengemälde bieten Bilder der Jahreszeiten in der Verschiedenheit des Nützlichen und Angenehmen, das sie den Freunden der Natur mit der Jagd, Fischerei und Landwirtschaft bringen. Der Lichtschacht, der in Weiß und Gold gehalten ist, giebt dem Ganzen ein heiteres, graziöses Aussehen.

In dem Hauptsaal hat man Malereien möglichst vermieden, dafür aber durch die Verteilung von Spiegeln zwischen den Fenstern dafür gesorgt, daß man den Blick sowohl auf das Meer wie auf die Tischgesellschaft richten kann und daher von einem beständigen Wechsel der Eindrücke umgeben ist. Hingegen hat man in den vier Nischen die toten Flächen malerisch durch Landschaften vom Rhein gehoben und Bilder von Stolzenfels, St. Goar, Rolandseck und Bacharach angebracht. Im Ganzen können in diesem Saal über fünfhundert Personen zu gleicher Zeit ihre Mahlzeiten einnehmen, eine Einrichtung, die nur durch die zweckmäßigste Ausnützung der Plätze zu erreichen war.

Nun die reich geschnitzte Doppeltreppe hinauf, an deren Absatz uns das Bild von Homburg v. d. H.

mit dem Kaiser Wilhelmbad begrüßt, zu dem Raum, der sich um den großen Lichtschacht gruppiert. In seinem vorderen Teil befindet sich ähnlich wie auf dem „Kronprinzen Wilhelm“ das Bureau des Oberstewards mit der Annahme und Ausgabe von Briefen und Telegrammen, Rechnungen und Bons, dem Mittelpunkt für die telephonische Verbindung zu den Passagieren und dem Versammlungspunkt für die in kleidsame Uniform gesteckten Laufburschen („call-boys“), die sich jeden Augenblick bereithalten, irgend einen Auftrag nach allen Punkten des Schiffes sofort zur Ausführung zu bringen.

Noch eine Etage höher und wir gelangen zu der notwendigen Ergänzung des Speisesaals, dem Kinderzimmer, von dessen Brüstung man in jenen hinabsieht. In diesem freundlichen, rot und weiß gehaltenen Raum beginnt das Reich der Kleinen, die bei den Mahlzeiten wie beim Spiel von dem Gewühl der Erwachsenen fern gehalten und zu ungestörter Fröhlichkeit sich selbst überlassen werden sollen. Alles, was ihre Phantasie so gern erfüllt, die bunte, sinnige Märchenwelt wird hier vor ihren Augen lebendig. An der einen Tür wird das Wunder des „Tischlein, deck' dich“ zur Wahrheit, während die Bremer Stadtmusikanten in Gestalt von Hund, Katze und Hahn, die aufeinander hocken und einen Esel reiten, heitere Stimmung um sich verbreiten. An der anderen Tür erzählen uns der „Gestiefelte

Kater" und „Rübezahl" ihre Geschichten zu Nutz und Frommen der Jugend. Dazwischen zieht eine lange Reihe anderer Märchenbilder an uns vorbei, die „sieben Schwaben", das schlafende „Dornröschen", „Rotkäppchen", die „sieben Raben", „Hänsel und Gretel", „Schneewittchen" und zuguterletzt „Aschenbrödel".

Um das Glasdach, welches den Speisesaal bedeckt, breitet sich der schöne einladende Gesellschaftssalon aus, der trotz der Eleganz in der Durchführung des Einzelnen durch seine Ruhe zu behaglichem Verweilen und gemütlichen Plaudern einladet. In der Holzarchitektur der Decke hat man dem Rauchzimmer entsprechend den Renaissancestil angewendet und ihn nur im Kleinen ins Barocke abschweifen lassen. Künste und Wissenschaften machen uns hier ihre Aufwartung, während ein großer Fries an der Wand uns die landschaftlichen Schönheiten der Mark, veranschaulicht wie sie sich in der Umgebung von Berlin und Potsdam, an der Spree und Havel so zahlreich finden und immer mehr zu verdienter Anerkennung gelangen.

Eine Doppelreihe von Sesseln und Stühlen umzieht, von dem breiten, bequemen Sopha abgesehen, den ganzen Raum. Gleich beim Eintritt fällt durch seine charakteristische Durchführung das Portrait des deutschen Kaisers auf, das von Ludwig Noster gemalt ist und in eindrucksvoller Weise an den Herrscher erinnert, der dem Schiff den Namen ge-

geben hat. In dem Vorraum zu diesem Salon hat die Berliner Firma Georg Stilke in zwei Schränken einen kleinen zweckmäßig zusammengestellten Buchladen errichtet, um die Annehmlichkeiten, welche dieser Verlag schon längst den Reisenden auf den Stationen der Eisenbahn bietet, nun auch auf einer Reihe von Schiffen den Passagieren, die den Ozean kreuzen, zu Gute kommen zu lassen.

Der Unterschied zwischen Einst und Jetzt tritt auch an dem herrlichen Rauchsalon erster Klasse, der die ganze Breite des Schiffes einnimmt, deutlich zu Tage. Wo sind die niedrigen, engen, dunstigen Räume geblieben, in denen man sich kaum bewegen konnte, ohne den Nachbar anzustoßen, wo es für die Behaglichkeit der Passagiere sowohl an Licht wie an Luft fehlte? Der Rauchsalon auf dem „Kaiser Wilhelm II." weist die Höhe eines stattlichen Wohnzimmers auf. Er enthält einen breiten Vorraum und bietet daneben in seinen Ecken und Nischen so viele gemütliche Plätze für kleinere und größere Gesellschaften, daß man sich in ihm schnell zu Hause fühlt. Tritt man vom Hinterschiff durch die architektonisch hübsch behandelte Mahagonitür mit Säulenstellung ein, über welcher Handel und Schiffahrt in allegorischen Figuren dargestellt sind, so erblickt man vor sich einen Marmorkamin mit aus Kupfer getriebener Füllung, darüber einen prächtigen Spiegel und unter der Decke eine als Hochrelief ausgeführte Germania.

Das Licht fällt in diesen schönen Raum auf dem oberen Promenadendeck durch ein gewölbtes Dach aus farbigem Glase, das auch die beiden Seitenflügel des Rauchsalons flächenförmig bedeckt. Der Renaissancestil, in dem dieser Salon ausgeführt ist, drückt sich auch in den seitlich angebrachten runden Schränken, den aus Mahagoniholz angefertigten Paneelen, die mit Goldbronze verziert sind, sowie den Ledertapeten aus, die mit Figuren, Wappen und Verzierungen verschiedener Art geschmückt sind. Den Sophas, die sich durch die Länge der Außenwände und die Nischen hinziehen und mit grünem Leder bezogen sind, entsprechen die Sessel an den zwanzig größeren und kleineren Tischen. In grüner Farbe ist auch der wertvolle Gummibelag des Fußbodens gehalten, der aus mosaikartig zusammengesetzten Stücken besteht. Man kann auf diese Weise Schäden des Gummiteppichs durch Einfügung von Ersatzteilen ausbessern, die stets zur Hand sind und dem ganzen immer ein neues Ansehen geben.

Man darf es den Passagieren, die an einen langen Abend gewöhnt sind, nicht verdenken, wenn sie in später Stunde diesen Raum des Schiffes vor allen anderen bevorzugen, um die Eindrücke des Tages auszutauschen. Bei einem neuen Schiff, das auf der Höhe der modernen Technik steht, gibt es nicht nur für den Laien, sondern auch für den Fachmann so viel neues zu beobachten, daß der Wunsch,

sich über die empfangenen Eindrücke auszusprechen, bei einer solchen ersten Fahrt noch lebhafter empfunden wird als bei späteren Reisen.

An der Spitze des Schiffes befindet sich mit freiem Ausblick auf das Meer nach beiden Seiten der Schreib- und Lesesalon mit einer Anzahl von doppelten Schreibtischen, die voneinander abgeteilt sind, und zwei Bibliothekschränken, die eine Auswahl von belletristischen und wissenschaftlichen Werken enthalten. Eine interessante Neuerung drückt sich darin aus, daß ein besonderer Raum durch eine Glaswand von dem Salon abgetrennt ist. Es sind in ihm Schreibmaschinen zur Benutzung für die Reisenden aufgestellt, die ihre Korrespondenz ungestört einem Tippfräulein in die Hand diktieren wollen.

Zu den eigenartigsten Ueberraschungen, die den Passagieren auf dem „Kaiser Wilhelm II." geboten werden, gehört die Einrichtung zweier Wiener Cafés, genau in demselben Stil, wie er durch unsere großstädtischen Gewohnheiten hervorgerufen worden ist, wenn auch natürlich in ihrem Umfang auf die Verhältnisse eines Dampfers beschränkt, in dem jeder Quadratfuß auf das Genaueste und Zweckmäßigste ausgenützt werden muß. Früher war man genötigt, sich auf dem Promenadendeck um einen langen Tisch herumzudrängen und die Hand zwischen den Schultern seiner Nachbarn hindurchzuzwängen, um von den Stewards die Tasse duftenden Mokkas zu erlangen,

wobei man froh sein konnte, wenn von ihrem Inhalt nichts verschüttet wurde. Für eilige Leute, denen der Genuß eine Arbeit ist, dürfte man dieses Verfahren auch in Zukunft beibehalten. Jetzt ist aber auch für die nachdenklichen Menschen gesorgt worden, die sich nach dem Diner in eine gemütliche Ecke zurückziehen und bei einer Zigarre oder Zigarette mit Freunden plaudern wollen.

Aber das Merkwürdige liegt nicht nur darin, daß zwei richtige Wiener Cafés an Bord existieren, sondern auch in der Art, wie sie zur Ausführung gelangten. Sie sind beide auf dem Sonnendeck, also auf der höchsten Etage des Schiffes, angebracht, die den Passagieren überhaupt zugänglich ist. Dieser Raum gehörte ehedem ausschließlich den Rettungsböten, Schornsteinen, Luftschachten, der Kapitänsbrücke und den Wohnräumen für den Kommandanten des Dampfers und seine Offiziere. Man hatte dann den Versuch gemacht, einige Bänke aufzustellen, auf deren Plätzen man frische Luft und Sonnenschein genießen konnte. Einen weiteren Schritt vorwärts bedeutete die Aufstellung eines Pavillons, in dem man nach dem Zanderschen Heilsystem zur Erfrischung und Stärkung der Muskeln eine Anzahl Apparate für gymnastische Uebungen aufgestellt hatte. Das Wiener Café, dazu noch in doppelter Gestalt für Raucher und Nichtraucher, bedeutet einen weiteren Aufschwung zur Entfaltung des Comforts, wie man ihn früher auf der

Höhe eines Schiffes auch nicht annähernd zu träumen vermochte.

Die Rückseite des Rauchcafés wird durch ein Buffet eingenommen, auf dem die verschiedensten Getränke, Backwaren und Butterbrödchen bereit stehen, während daneben auch warme Speisen serviert werden. Seinen originellen Charakter erhält das Café dadurch, daß es nach dem Ende des Schiffes eine laubenartige offene Fortsetzung besitzt, die unmittelbar zum Sonnendeck führt. Man hat eine dreifache Gelegenheit, sich nach oder zwischen den Mahlzeiten durch feine Reizmittel für den Magen anregen und dabei den Blick auf das ewige Meer oder über das fröhliche gesellige Treiben der Schiffsgesellschaft schweifen zu lassen.

Ist man gegen frische Temperatur und kalten Zug empfindlich, so bleibt man am besten in dem geschlossenen Hauptraum, aus dessen Fenstern man immer noch genug von vorüberschwebenden Schiffen, Wolken und Wasser sehen kann. Fühlt man sich mehr zur freien Luft hingezogen, so wird man es am gemütlichsten in der Laube finden, wo man halb im Zimmer und halb im Freien sitzt. Der feucht fröhliche Naturmensch, der sich nach einem Luftbade auf hoher See geradezu sehnt, wird sich dagegen seine Tasse Kaffee oder Thee auf das Sonnendeck hinaustragen lassen und von dieser Höhe auf das Spiel der Wellen mit ähnlichen Empfindungen

herabschauen, mit denen man in Berlin oder Paris an schönen Sommerabenden beim Schlürfen seines Lieblingsgetränks das Gewimmel auf der Straße beobachtet.

Das andere Café, das den Rauchern ein unerbittliches Zurück! entgegenschleudert, befindet sich ebenfalls auf dem Sonnendeck, aber in der Mitte des Schifies an der Stelle, wo die Haupttreppe, nachdem sie vier Stockwerke miteinander verbunden hat, zur Höhe des Schiffes gelangt. Dieser Raum ist mit Gobelins geschmückt, kleiner und verschlossener, man möchte sagen, geheimnisvoller als jener und empfiehlt sich namentlich als Aufenthalt für die Damen, die hier ihre Ansichten über die Vorzüge und Fehler des ewig Männlichen ruhig miteinander vergleichen können.

Neben unseren Tisch im Rauchcafé befindet sich auf dem Sonnendeck in einem besonderen Zimmer eine Einrichtung für Funkentelegraphie, durch die wir in den Stand gesetzt sind, mit den entsprechenden Stationen am Festland sowie mit vorüberziehenden Schiffen, die dergleichen Apparate an Bord führen, fortwährend in Verbindung zu bleiben. Die Leitung unseres telegraphischen Bureaus liegt in den Händen eines jungen Mannes, der sich vortrefflich auf seine Sache versteht. Durch verschiedenartiges Aufdrücken eines Metallknopfes auf eine Platte, teilt er die Worte seinem Ziel mit, während zwischen den er-

regten Polen die elektrischen Funken hin und herknallen. Die Antwort wird dann von einem Papierstreifen wie beim gewöhnlichen Telegraphieren abgelesen. Als wir eben in die Nordsee gesteuert waren, zog ganz dicht „Kronprinz Wilhelm" mit seinen riesigen vier Schornsteinen an uns vorüber, und er war unseren Blicken am Horizont schon fast entschwunden, als der Funkentelegraph noch immer Nachrichten von dort zu uns trug. Desgleichen blieben wir längere Zeit mit Borkum in Verbindung und es machte manchem unter unseren Passagieren ein besonderes Vergnügen, die sechs Mk., die für zwölf Worte erhoben werden, zu erlegen, um die Zuverlässigkeit dieses überseeischen Depeschenwechsels zu erproben.

Ein Spaßvogel kam dabei auf einen sonderbaren Einfall, dessen Ausführung uns eine zeitlang angenehm unterhielt. Es war gerade von Pfirsichen die Rede und es wurde der Vorschlag gemacht, eine Bowle aus diesen köstlichen Früchten zu brauen. Wir versetzten uns in Gedanken in eines der vornehmen Pariser Restaurants, wo sie schon jetzt in höchster Güte auf dem Buffet prangten. Wir wußten, daß ein guter Bekannter von uns, Hermann Knauer, der Erbauer der Tiroler Alpen auf der Weltausstellung in St. Louis, der sich unserer Amerikafahrt anschließen wollte, gerade in der Seine-Metropole weilte. Wie verlockend war es, ihm von hoher See

einen Gruß zuzusenden und ihn zu bitten, daß er uns aus der französischen Hauptstadt die ersehnten Pfirsiche nach Cherburg mitbringen möge. Die Depesche wurde aufgesetzt und wider knisterte es geheimnisvoll in dem Kabinett, wo der drahtlose Telegraph aufgestellt war und der Beamte, weit über Sehweite hinaus, in ununterbrochener Verbindung mit Schiffen blieb, die in ähnlicher Weise wie unser „Kaiser Wilhelm" ausgerüstet waren. Im Augenblick ging die Depesche nach Borkum ab und allgemeine Spannung entstand im Kreise unserer engeren Reisegesellschaft bei der Erwägung, ob die telegraphische Mitteilung noch rechtzeitig in Paris eintreffen und wie sie von ihrem Empfänger aufgenommen werden würde.

Immer wieder mußte ich an das Gefühl des Stolzes und der Befriedigung denken, das alle Passagiere erfüllte, als dieser herrliche Dampfer vor einem Frühling seinen Kurs zum ersten Mal westwärts nach den Kanal und dem atlantischen Ocean richtete.

Die Bedeutung, welche jene erste Reise des „Kaiser Wilhelm II." nach Amerika beanspruchte, konnte man schon aus der Zusammensetzung der Gesellschaft erkennen, die sich damals in Bremerhaven an Bord eingefunden hatte und den Dampfer zum Teil bis nach Newyork begleitete. Nachdem am Abend vor der Abfahrt eine engere Feier voraus-

gegangen war, an welcher die Direktion, die vom Dienst freien Kapitäne der Gesellschaft und Freunde des „Norddeutschen Lloyd“ aus Bremen teilgenommen hatten, konnte man einen interessanten Ueberblick über die Gruppierung der Passagiere gewinnen.

Generaldirektor Dr. H. Wiegand hatte mit seiner Gattin und seiner Tochter, der Pathin des Schnelldampfers, allerdings nur Gelegenheit, seine jüngste und schönste Schöpfung mit einem letzten prüfenden Blick zu beobachten, bis sie im Begriff stand, sich auf dem „blauen Band des Meeres“ selbständig zu betätigen.

Eine volle Stunde brauchte der kleine Schleppdampfer, um unter unaufhörlichem Aechzen seiner Maschine und beständigem Hin- und Herlavieren das riesige Schiff langsam durch die Schleuse zu ziehen, deren mächtige Türen beim Oeffnen für die Durchfahrt nur gerade Spielraum genug ließen. Nur mit schwerem Herzen und mit Rücksicht auf seine Unentbehrlichkeit in Bremen verließ Dr. Wiegand, unter dessen Leitung der „Norddeutsche Lloyd“ zu seiner jetzigen Bedeutung gelangt ist, in Begleitung seiner Familie den Schnelldampfer, dessen Maschinen nunmehr zu arbeiten anfingen. Aber noch dauerte es längere Zeit, bis „Kaiser Wilhelm II.“ die Wesermündung erreichte und seinen Weg in die Nordsee fand.

So schwer es dem Laien fällt, sich auf einem so mächtig gegliederten Dampfer sofort zurechtzufinden, gibt es doch gewisse Punkte, wie das Promenadendeck und das Rauchzimmer, auf denen man mit einiger Sicherheit darauf rechnen kann, sich zu treffen. Der „Norddeutsche Lloyd“ hatte für diese erste Fahrt nach Amerika als seinen Vertreter den Präsidenten des Aufsichtsrats Geo Plate, in dessen Händen alle Fäden der Verwaltung zusammenlaufen, sowie den Direktor von Helmondt abgesendet, dem die schwierige Aufgabe zufällt, den Passagierverkehr bis ins Einzelne zu leiten und bei den Verträgen mit anderen Gesellschaften die Interessen der eigenen erfolgreich wahrzunehmen.

Zu ihnen gesellte sich als Persönlichkeit von reicher Erfahrung und Tatkraft der Kommissar des deutschen Reichs für die Weltausstellung in St. Louis, Geheimer Oberregierungsrat Lewald, dem die Diener auf der Station Zoologischer Garten in Berlin mehrere mit Akten schwer angefüllte Ledertaschen in den Bremer Zug gestellt hatten. Unser Kommissar trat in der Ausübung seines Amtes bereits zum zweiten Mal die Reise nach Amerika an und schien lebhafte Genugtuung darüber zu empfinden, daß ihm wenigstens während der sechstägigen Ozeanfahrt keine Briefe und Telegramme nachgeschickt werden konnten. Seinem unternehmenden und elastischen Wesen merkte man übrigens die Sorgen, die sich täglich um seinen Arbeitstisch drängten, nur

wenig an, und gerade die Schwierigkeiten, die er bei der Weltausstellung in St. Louis zu überwinden hatte, schienen ihn bei frischer und guter Laune zu erhalten.

Der „Vulkan" in Stettin, auf dessen Werft „Kaiser Wilhelm II." erbaut ist, konnte es sich ebenfalls nicht versagen, bei der ersten Amerikafahrt des Schnelldampfers vertreten zu sein. Der charakteristische, feine, an einen Grandseigneur vergangener Zeiten erinnernde Kopf des Geheimen Kommerzienrats Schlutow, dessen geistige und körperliche Beweglichkeit seine fünfundsechzig Jahre Lügen strafte und dessen Vater zu den Begründern des „Norddeutschen Lloyd" gehörte, übte auf die anwesenden Liebhaberphotographen eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus. Direktor Flohr vom „Vulkan", dem der Dampfer das komplizierte Wunderwerk seiner Maschinen verdankt, war mit seinen vier Ingenieuren, die Tag und Nacht jede Bewegung des Schiffes aufmerksam verfolgten, ebenfalls an Bord.

Als eine Persönlichkeit von aktueller Bedeutung erwies sich ferner Professor Dr. Hilprecht, der im Auftrage der Universität Philadelphia im Begriff stand, seine fünfte Expedition nach dem Orient auszurüsten. Daß er nicht das eigentliche Babylon, sondern den Ort Nippur zum Gegenstand seiner Ausgrabungen gemacht hat, wo es ihm gelungen ist, tausend Fuß unter dem Niveau der Wüste auf

eine alte Tempelbibliothek zu stoßen, hat ihn in den Mittelpunkt der wissenschaftlichen Streitfragen gestellt, die durch das Thema „Babel und Bibel“ unter den Assyriologen hervorgerufen worden sind.

Unter vielen anderen interessanten Persönlichkeiten unser damaligen Gesellschaft sei nur noch der Marinemaler Eckenbrecher genannt, für dessen Skizzenbücher sich diese Reise nach Amerika gewiß als ebenso fruchtbar erweisen dürfte wie bei der Probefahrt des „Kronprinzen Wilhelm“ nach Bergen und Edinburgh.

Die erste Probe auf seine Leistungsfähigkeit sollte „Kaiser Wilhelm II.“ — ich spreche immer noch von jener ersten Fahrt Frühling 1903 — bald, nachdem wir die hohe See gewonnen hatten, glücklich bestehen. Wie man es von der Laune des April nicht anders erwarten konnte, war der Himmel abwechselnd klar und dann wieder von Wolken bedeckt. Wir fuhren in den Wind hinein, mit dem unser Dampfer aber ohne besondere Mühe fertig wurde, sodaß wir bald eine Geschwindigkeit erreichten, die bei jedem anderen Schiffe schon als ein beträchtlicher „Rekord“ gegolten hätte. Ein solcher wurde jedoch vorläufig nicht beabsichtigt, da für die Tüchtigkeit der nach Amerika fahrenden Dampfer immer nur die eigentliche Ozeanfahrt vom Verlassen des europäischen Festlandes bis zum Hafen von Newyork in Anrechnung gebracht wird. Tags darauf veränderten

jedoch Wind und Wogen schnell ihren Charakter. Die Nordsee fing an tückisch zu werden, und es setzte ein regelrechter Sturm ein, der sich nach seemännischem Ausdruck zwischen Nr. 9 und 10 bewegte, also nur um zwei Stärkegrade von einem Orkan fernhielt, bei dessen Herannahen auch die tüchtigsten Seebären ernste Gesichter zu machen anfangen. Der Aufenthalt auf den beiden Promenadendecken erwies als unmöglich, denn der Wind hätte den Passagieren trotz des Sturmriemens die blaue Schiffsmütze vom Kopf gerissen und außerdem war der Fußboden durch den herabfallenden Regen und die Spritzwellen so glitschrig geworden, daß man jeden Augenblick fürchten mußte, das Gleichgewicht zu verlieren. Es entfaltete sich nun das allbekannte tragikomische Schauspiel von Passagieren, die sich unter den unwahrscheinlichsten Stellungen an den Treppengeländern festhielten, von dieser Wandung des Schiffes zur nächsten kunstvolle Bewegungen anstellten, als ob es sich um das Balanzieren über den Niagara handelte, und endlich die Farbe ihres Gesichts veränderten, um mit Hilfe des Stewards nach ihren Kabinen zu taumeln.

Die Mittagsgesellschaft schmolz erschreckend zusammen, und in den Pausen, die unsere Kapelle mit ihrer Tafelmusik machte, herrschte an den Tischen eine Grabesstille, die sich von der vorausgegangenen Fröhlichkeit beim Frühstück nur zu sehr abhob.

Unser Konzertmeister, der wegen seiner Aehnlichkeit mit seinem berühmten amerikanischen Kollegen allgemein der „kleine Sousa" genannt wurde, ließ, ohne rechten Eindruck zu machen, die lustigsten Weisen aufspielen. Wer sich, wie der Verfasser dieser Zeilen, von den Unannehmlichkeiten einer noch so stürmischen Seefahrt unberührt weiß, findet allerdings gerade in solchen für die Andern so peinlichen Augenblicken reichlichen Stoff zur Beobachtung. Wie dankbar erweist sich oft das Bemühen, seinen furchtsamen Nachbar, der die dargereichten Schüsseln mit „einem heitern, einem nassen Aug'" betrachtet, zu ermutigen, ihn von den Gedanken an das draußen tobende Unwetter durch harmlosen Scherz abzulenken und ihn dahin zu bringen, daß er sich schließlich wirklich beherrscht und an den Gebrauch von Messer und Gabel aufs Neue gewöhnt, bis ihm ein kräftiger Schluck Champagner schließlich die im Innersten erschütterte Menschenwürde wiedergibt.

Unter Führung des Präsidenten Plate war es mir am nächsten Morgen, als die See sich einigermaßen beruhigt hatte, vergönnt, auf die Schiffsbrücke zu gelangen und die auf zahlreichen Fahrten erprobten Männer zu beobachten, denen das Leben so vieler Passagiere und ein Wertobjekt von vielen Millionen anvertraut war. Der Kapitän D. Högemann war derselbe, der auch das alte Schiff „Kaiser Wilhelm II.", jetzt in „Hohenzollern" umgetauft,

sowie später „Kaiser Wilhelm den Großen“ geführt hat. Er stand mit seinen sieben Offizieren, dem Steuermann und zwei Lootsen wie angemauert, trotz der im Sturm durchlebten Nacht auf der Brücke, als die schönen Umrisse der Isle of Wight vor unsern Blicken auftauchten und der Dampfer in den Hafen von Southampton lief.

„Kaiser Wilhelm II.“ hielt in Southampton unmittelbar am Quai und nahm dort einen Aufenthalt von mehreren Stunden. Man hatte nicht ohne Grund Bedenken getragen, das Riesenschiff mit der nötigen Kohlenladung und dem Wasservorrat für die Fahrt nach Amerika bereits in Bremerhaven zu belasten, da die Mündung der Weser möglicherweise dem Tiefgang des Dampfers nicht entsprochen hätte. Die verlängerte Station in dem englischen Hafen gestaltete sich zu einem Triumph der deutschen Schiffbaukunst vor den Augen Großbritanniens, dessen Söhne zahlreich, zum Teil aus London und andern Städten herbeigekommen waren, die Einrichtung des Schiffes in Augenschein zu nehmen.

Besonderes Interesse zeigten sie für die Einrichtung der beiden „Imperial Rooms“, die aus drei Gemächern, einem Frühstückszimmer, Salon und Schlafzimmer nebst einem Badezimmer mit Toiletteraum bestehen, sowie über die acht Luxusräume und zwölf Staatszimmer, die ebenfalls den Passagieren alle nur denkbaren Annehmlichkeiten für die Reise

bieten. Ebenso sehr gefielen ihnen die trefflichen Beleuchtungsanlagen, die von der Elektrizitätsgesellschaft „Union" in Berlin ausgeführt worden sind und rund 2700 Glühlampen von je 25 Kerzen in allen Wohn-, Schlaf- und Gesellschaftsräumen umfassen. Damit stehen selbstverständlich auch die Klingel- und Telephonleitungen, die durch das ganze Schiff laufen, in Verbindung, wie denn sogar die Zigarrenanzünder in den Rauchzimmern und dem Wiener Café nebst den elektrisch gewärmten Brennscheeren in den Schlafzimmern erster und zweiter Klasse durch elektrischen Strom bedient werden.

Für die Engländer hatte das Eintreffen eines Schiffes von dem Umfang und der Vortrefflichkeit „Kaiser Wilhelm II." insofern eine besondere Bedeutung, als die von der britischen Regierung so reichlich unterstützte Cunard-Linie neuerdings mit allen Kräften bestrebt ist, die Leistungen der deutschen Schiffahrtstechnik nicht nur zu erreichen, sondern womöglich noch zu übertreffen. Es wurde von dieser Gesellschaft das Programm aufgestellt, ein Schiff zu bauen, das in einer Stunde fünfundzwanzig Knoten laufen sollte. Aber die Versuche, die man nach dieser Richtung mit Modellen verschiedener Art anstellte, haben, wie wir von zuverlässiger Seite erfahren, ein so wenig befriedigendes Resultat zu Tage gefördert, daß man die Hoffnung aufgegeben hat, die Konkurrenz mit deutschen Rhedereien noch weiter aufzunehmen.

„Kaiser Wilhelm II.", der nach den Abmachungen mit dem Stettiner „Vulkan" eine Ozeangeschwindigkeit von 23½ Knoten in der Stunde erreichen sollte, hatte bei seiner ersten Fahrt bereits auf der Strecke von St. Catharine, der Südspitze der Isle of Wight, bis nach Barfleur an der französischen Küste eine Fahrzeit von 23,8 Knoten in der Stunde aufzuweisen. Da die Maschinen eines solchen Dampfers erfahrungsgemäß nicht sofort ihre volle Kraft entfalten, durfte man auf den weiteren Rekord des Schiffs während der Fahrt auf dem Atlantischen Ozean nach Newyork, günstige Witterung vorausgesetzt, gespannt sein. Die hohen Erwartungen haben sich auf späteren Reisen denn auch vollständig erfüllt.

Nach Cherbourg war damals von Paris ein Extrazug abgegangen, in dem sich etwa fünfzig französische Journalisten befanden. Man muß es ihnen zur Ehre nachsagen, daß sie für die Einrichtungen des Schiffs, das den Namen des deutschen Kaisers trägt und in einem ihrer stärksten Kriegshäfen vor Anker gegangen war, nur Worte uneingeschränkten Lobes fanden, und daß auch die französischen Zeitungen diesen Empfindungen rückhaltlos Ausdruck geben. In Newyork, wo die neuen Docks des „Norddeutschen Lloyd" bei dieser Gelegenheit eingeweiht wurden, durfte der Dampfer natürlich auf einen noch weit enthusiastischeren Empfang rechnen. Vier Nationen und zwei Erdteile konnten in dem Urteil überein-

stimmen, daß dies Bremer Kaiserschiff sich in der Tat an der Spitze aller modernen Schnelldampfer der Welt behauptet.

Alles, was ich ein Jahr zuvor in der eben geschilderten Weise von diesem Dampfer gesehen und auf ihm bis zum Eintreffen an der französischen Küste erlebt hatte, wiederholte sich nun in großen Zügen vor meinen Augen und gewann doch durch das Ziel der Fahrt ein neues und spannendes Interesse. Endlich sollte ich mich davon überzeugen, daß die alte Bäuerin der Novelle von Berthold Auerbach „Der Viereckig oder die amerikanische Kiste" entschieden Unrecht hatte, wenn sie immer wieder behauptete: „Ich glaub' nicht an Amerika!"

Als uns von Cherbourg der kleine Dampfer entgegenkam, der uns die letzten Gäste aus Frankreich brachte, hielt unser Freund in seinen Armen mit triumphierender Miene einen stattlichen Korb, der in der Tat mit wundervollen Pfirsichen aus Paris angefüllt war. Sein Inhalt hat dann mehrere Tage hindurch unsern Mittagstrunk veredelt und uns zu aufrichtigen Dank für diese Aufmerksamkeit und die Leistungen der drathlosen Telegraphie verpflichtet.

Im Uebrigen stand unsere Fahrt bereits unter dem Zeichen der Weltausstellung, die uns über das große Wasser gelockt hatte. Eine ansehnliche Schaar von Künstlern, Vertretern des Kunstgewerbes, Gelehrten und Geschäftsleuten aller Art hatten sich auf

dem „Kaiser Wilhelm II." eingefunden und bot Veranlassung zu einem lebhaften Austausch der Meinungen, was sie von dem Schauspiel an den Ufern des Mississippi zu hoffen und zu fürchten haben würden. Im Rauchzimmer begannen bereits die Wetten, die fortan regelmäßig bis zum Eintreffen in Amerika über die Zahl der an jedem Tag zurückgelegten Seemeilen veranstaltet werden sollten. Ein kleiner, schlanker, beweglicher Amerikaner rief, indem er einen hölzernen Hammer schwang, die einzelnen Zahlen aus, auf die mit steigender Erregung immer höher gewettet wurde.

Das Wetter war während der Ueberfahrt nach nach der neuen Welt fast genau so wie bei der ersten Reise des Schiffes. Die Maschinen hatten tüchtig gegen Wind und Wellen zu kämpfen und an einzelnen Tagen konnten wir nur kurze Zeit auf dem Prommenadedeck zubringen, das bei dem hohen Seegang naß und glitschrig geworden war. Dieser Umstand tat jedoch unserer guten Stimmung in keiner Weise Abbruch. Fanden wir doch sogar Gelegenheit zum Besten der Seemannskasse des „Norddeutschen Lloyds" eine Tombola zu veranstalten, zu der fast alle Passagiere kleine niedliche Geschenke beisteuerten.

Pünktlich, wie es angegeben war, erreichten wir am achten Tage nach unserer Abfahrt von Bremen den großartigen Hafen von New-York, wo uns die vielbesprochene und beschriebene Freiheitsstatue ihren

weithin leuchtenden Gruß mit Fackel entgegenstreckte. In der unabsehbar weiten eisernen Lloydhalle am Pier, wo „Kaiser Wilhelm II." angelegt hatte, wurden wir von gefälligen Freunden empfangen, die dafür sorgten, daß uns bei der Zollrevision eine ebenso schnelle wie freundliche Abfertigung zu Teil wurde. Dann brachte uns das Ferry Boot von Hoboken über den Hudson nach New-York, wo wir in Waldorf Astoria Hotel unser Quartier aufschlugen.

Wiederum sollte es mir vergönnt sein, meinen Anschauungskreis von Land und Leuten zu bereichern und die Wahrheit des Goetheschen Spruches zu erfahren

„Daß wir uns in ihr zerstreuen
Darum ist die Welt so groß."

Amerikanische „Wolkenkratzer".

Echt amerikanisch ist die Sache, die man unter „Sky Scrapers" versteht, ebenso wie der Name, den man ihr in verschiedenen Großstädten der Vereinigten Staaten, vor allem aber in New-York, gegeben hat. Wer zum erstenmal eines dieser Mammutgebäude erblickt, fühlt sich vor Erstaunen an den Platz gefesselt, auf dem er gerade steht, und wo sie sich gleich zu Dutzenden finden, um einen größeren Raum einzuschließen, bringen sie unsere Vorstellungen vom Raum und dessen Ausnützung völlig in Unordnung.

Es handelt sich um Häuser, deren Fundament so tief in die Erde gesenkt ist, wie unsere gewöhnlichen Wohnhäuser hoch sind, und deren Stockwerke bis zu einem Punkt emporwachsen, den die Spaziergänger in Europa höchstens dann ins Auge fassen, wenn sie am Tage die Sonne, am Abend den Mond und die Sterne betrachten. Die Vorstellung, daß sie die Wolken oder, wörtlich übersetzt, den Himmel zu

kratzen scheinen, entspricht durchaus dem Wesen des amerikanischen Humors, der in Wort und Bild mit ernster Miene von etwas Widersinnigem spricht und in drolligen Uebertreibungen schwelgt.

Häuser dieser Art machen den Amerikanern Freude, weil sie etwas Verblüffendes haben und dem Fremden ein langgezogenes „Ah!" der Verwunderung entlocken. Sie erscheinen ihnen schön, weil sie in ihrer Art durchaus zweckmäßig sind, wie man bei näherer Betrachtung verstehen lernt. Zunächst übertreffen sie an Umfang alles, was man in der alten Welt an Bauwerken kennt, und dieser Umstand bereitet den Amerikanern eine große Genugtuung. Sie wollen, um mit sich zufrieden zu sein, im äußern Verhältnis der Dinge allem bisher Dagewesenen voranschreiten und an ihre Schöpfungen einen Superlativ heften, den die anderen Völker nicht anwenden können. Ob Warenhaus, Fabrik, Brauerei, Theater oder Konzertsaal — es muß immer an Ausdehnung alles übertrumpfen, was die Welt bisher gesehen hat. Ueberall treten andere Maßstäbe als bei uns in die Erscheinung, und wie wir die Vereinigten Staaten als Gesamtgebiet nicht mit einem einzelnen europäischen Land, sondern nur mit ganz Europa vergleichen dürfen, wiederholt sich dies Größenverhältnis auch bei allem, was das amerikanische Leben durchzieht, leider auch bis zu den Ueberschwemmungen, Eisenbahnunfällen, den Theater-

bränden und Schiffskatastrophen. Immer ist es „the biggest“, was für die allgemeine Schätzung im Guten und Schlimmen den Ausschlag gibt.

Was die „Wolkenkratzer“ im besonderen betrifft, so sind sie allerdings keine Spielerei der Architekten, sondern eine Sache, die sich aus dem Zwang der Verhältnisse mit Notwendigkeit ergeben hat. New-York liegt auf einer Insel und wird von der ewigen Sorge beherrscht, wie man die ungeheure Menschenmenge, die hier von allen Enden der Welt zusammenströmt, erträglich unterbringen soll. Grund und Boden haben eine schwindelhafte Preishöhe erreicht, und dieser Bewegung ist kein Halt zu gebieten. Da man sich in der Breite nicht weiter ausdehnen konnte, mußte man es mit der Höhe versuchen und zu den Wolken hinanstreben, um den entsprechenden Gewinnst für das Anlagekapital zu erzielen. Damit hängt die unglaubliche Baulust zusammen, die in New-York jedem Fremden sofort in die Augen fällt, überall riesige Lücken und Einschachtelungen in den Häuserreihen entstehen läßt und die Empfindung hervorruft, daß die Stadt eigentlich niemals fertig werden könne, wenn diese Strömung zum unerhört Langen, Breiten und Hohen anhält.

Man wartet dabei durchaus nicht, bis ein Gebäude morsch und altersschwach wird, um ein neues an seine Stelle zu setzen. Es muß einfach deshalb von der Erde verschwinden, weil es im Verhältnis

zu dem steigenden Wert des Bodens nicht mehr genug einbringt. Wer fünfzig Jahre in New-York lebt, hat es beobachten können, wie an zahllosen Stellen zuerst ein dreistöckiges Haus stand und einem sechsstöckigen Platz machte, und wie dieses dann wieder einem neun- oder zwölfstöckigen weichen mußte. Bisher hat sich die Baupolizei um diese Himmelstreberei nicht gekümmert und die Unternehmer bei ihren Plänen, auch wenn sie noch so verrückt erschienen, ruhig gewähren lassen. Der ganze Eindruck der Stadt wird dadurch charakteristisch mitbestimmt und etwas geschaffen, was man nicht voreilig aburteilen, sondern als etwas echt Amerikanisches ruhig hinnehmen und danach beurteilen muß.

Unangenehm für das Auge sind diese Gebäude zunächst in keiner Weise. Es liegt in ihnen etwas Ueberwältigendes, schon wegen der erstaunlichen technischen Kunststücke, die bei ihnen zur Anwendung gekommen sind, und der Schnelligkeit, mit der sie aus der Erde wachsen. Kaum ist das Todesurteil über die alte Baustelle gesprochen, so schrumpft sie auch schon von oben nach unten zusammen und wird geräuschlos auseinandergenommen, bis eine riesige Schlucht entsteht. Dann wird der Erdboden in gähnender Tiefe aufgewühlt und die Fundamentierung des neuen Gebäudes geheimnisvoll fertiggestellt. Endlich wird eine Reihe von mächtigen stählernen Platten, Schwellen und Stützen für die Ausführung des Erd-

geschosses ineinandergefügt und hierauf je nach der Zahl der Stockwerke dieselbe Arbeit so lange vorgenommen, bis die Höhe des Dachs erreicht ist. Man sieht zunächst nur eine größere Anzahl aus Stahl gebildeter, gleichmäßiger, in der Luft hängender Quadrate, die nicht ausgefüllt sind. Aber schon keuchen die Maschinen und die Elevators sind Tag und Nacht damit beschäftigt, dicke Quadern von Granit oder Marmor emporzuschaffen, wo sie in diese Vierecke eingesetzt werden.

Das geschieht nach unsern Vorstellungen auf seltsame Weise. Man baut nicht etwa vorsichtig und etagenweise von unten nach oben, sondern überspringt auf einmal ein paar Stockwerke, die man vorläufig unausgeführt läßt, und setzt die Arbeit darüber weiter fort, um das Versäumte später nachzuholen. Daß bei diesen Experimenten auch einmal ein Unglück vorkommen kann, habe ich in New-York selbst erlebt, wo eine solche zu einem Drittel ausgebaute Stahlkonstruktion auf der Fifth Avenue unter gewaltigem Krachen zusammenstürzte und Stücke von dem zerbrochenen Gestein den Nachbarn durch die Fenster auf den Frühstückstisch flogen. Im allgemeinen geht die Sache aber gut ab, und nach einem Jahr ladet der riesige Kasten bereits zahlungsfähige Leute ein, es sich in ihm zum Geldverdienen im Geschäftsbureau wohlergehen zu lassen.

Bei solcher Höhe, wie sie die amerikanischen

Riesengebäude erreichen, ist natürlich nicht daran zu denken, daß man Treppen emporsteigt. Sie sind überall da, und zum Teil, namentlich in den ersten Stockwerken, mit Marmorwänden und Beleuchtungskörpern prächtig ausgeführt. Sie dienen aber für gewöhnlich nur als Schmuck des Hauses, weil sich dadurch hübsche Perspektiven hervorbringen lassen, und gewinnen erst dann eine Bedeutung, wenn die Bewohner bei Feuersgefahr sich nicht mehr durch die Lifts retten können, sondern nach andern Auswegen suchen. Auch die Dienstboten lassen die Treppen unberührt und benützen immer nur die Aufzüge, von denen in solchen Häusern zwölf bis zwanzig zu jeder Tages- und Nachtzeit in ununterbrochener Tätigkeit sind. Ein bis zwei Dutzend Menschen haben in dem elektrisch erleuchteten Gestell bequem Platz, und nun fährt es mit solcher Geschwindigkeit empor, daß es für jedes Stockwerk nicht mehr als eine Sekunde braucht. Ununterbrochen ertönt die Klingel für den Führer und zeigt ihm durch ein Leuchtsignal an, an welchem Stockwerk er haltzumachen hat.

Für viele geht diese Art der Beförderung noch zu langsam vor sich und sie bedienen sich eines besonderen Aufzuges, der unterwegs gar keine Station macht, sondern unmittelbar auf das höchste Stockwerk hinaufsaust, wo sich vielleicht ein Klublokal, Restaurant oder photographisches Atelier befindet.

Unaufhörlich klappen die Türen zu den Lifts auf und zu, um einen Haufen Menschen heraustreten zu lassen oder aufzunehmen.

Eine charakteristische Einrichtung in diesen Häusern bilden die schmalen stählernen Rinnen, die durch sämtliche Stockwerke hindurchgeführt werden und durch die man von jedem Korridor aus seine Korrespondenz unmittelbar in den unten befindlichen Briefkasten gleiten lassenkann.

Durch die vorn angebrachte Glaswand dieses Schachtes sieht man überall Couverts und Platten an den polierten Flächen in die Tiefe fallen. Vielleicht entwickelt sich aus der Geschmackvollen Behandlung dieser Rinnen, die eine wesentliche Zeitersparnis zur Folge haben, noch ein künstlerisches Motiv für die Dekoration der Vorräume.

Den Eingang zu diesen „Elevator Buildings" bildet eine prächtige Halle im Rundbogenstil mit farbigen Marmorwänden, kunstvoll eingelegten Fliesen und kassettierten Decken, aus denen Hunderte kleiner elektrischer Lichter hervorschimmern. Zu beiden Seiten sind elegante Verkaufsläden für alle nur denkbaren Bedürfnisse eingerichtet. Hier sitzen auf einem breiten Podium in bequemen Stühlen Gentlemen und strecken ihre bestaubten Stiefel einem Neger entgegen, der sie mit Lappen und Bürste in zwei Minuten so blitzblank putzt, das man sich

darin spiegeln kann, und dort schweben andere in fast wagerechter Stellung, die sich Bart und Haar verschönern lassen, während daneben vor den Augen der geschäftig hin- und hereilenden Menge die hohen Hüte aufgebügelt werden.

Dergleichen Gebäude findet man vor allem im südlichen Teil der Manhattan Insel, auf welcher New-York steht, „down town", wie man zu sagen pflegt, wo das geschäftliche Leben sich zusammendrängt, im Gegensatz zu „up town", wo die reichen Leute ihre Privatwohnungen haben. An dem kleinen, hübschen Battery-Park am äußersten Ausläufer der Insel, wo man einen herrlichen Ausblick über die ein- und auslaufenden Schiffe hat und die prachtvolle Statue der Freiheit aus dem Wasser hervorragen sieht, drängen sich die Giganten von Häusern auf drei Seiten in fast beängstigender Weise zusammen, als wollten sie wirklich ihrem Namen Ehre machen und den Himmel erstürmen. Trotz alles Rennens und Hastens findet man aber auch hier nachdenkliche Menschen, die lesend, rauchend oder plaudernd zwischen den Gartenanlagen sitzen und die Vergangenheit mit der Gegenwart vergleichen. Auf diesen grünen Rasenflecken haben sich die ersten holländischen Ansiedler niedergelassen, die von der imponierenden Schönheit dieses Hafens angezogen wurden und die ersten Steine zur Ent-

wicklung der Riesenstadt herbeitrugen, die jetzt drei und eine halbe Million Einwohner umfaßt.

Ganz in der Nähe erhob sich früher ein Standbild Georgs III., des letzten englischen Monarchen, der über dies Land herrschte. Nach der Unabhängigkeitserklärung am 4. Juli 1776 wurde das Denkmal abgetragen, die Reiterfigur in die Gießerei geschafft und in Kugeln umgeschmolzen, die den Feinden der amerikanischen Freiheit galten. Seitdem herrscht in den Vereinigten Staaten ein begreifliches Vorurteil gegen Standbilder von Monarchen.

Im Castle Garden, wo früher die Auswanderer zuerst landeten und vorläufig Unterkommen fanden, ist das Aquarium mit seltenen Bewohnern des Meeres eingerichtet. Anfang der fünfziger Jahre war es als Konzerthalle eingerichtet, und Jenny Lind feierte dort ihre ersten Triumphe in Amerika. Auch in New-York kann man für sich leben und versuchen, den Dingen auf den Grund zu gehen, wenn die Fremden auch meistens dergleichen sentimentalen Wanderern über die Köpfe schauen, weil sie selbst von der allgemeinen Unrast angesteckt sind und immer nur die Wolkenkratzer anstaunen, die das Märchen vom babylonischen Turm zur Wahrheit machen wollen.

Am Broadway und seinen Nebenstraßen hat sich diese himmelanstrebende Baukunst die meisten Denkmäler errichtet. Am malerischsten machen sie sich

vielleicht am Platz der City Hall und in Park Row, wo die großen Zeitungen New-Yorks unmittelbar nebeneinander ihre Druckereien haben. Die Times, Tribune, Journal, World, von deren Kuppel man eine der schönsten Ansichten der Stadt genießt, drängen sich hier aneinander. Auch die deutsche „Staatszeitung", in deren ausgedehnten Redaktions- und Verwaltungsräumen jeder unserer Landsleute auf freundliche Aufnahme und Auskunft rechnen kann, besitzt an dieser Stelle ein großes Gebäude. das aber den modernen Ansprüchen schon nicht mehr zu genügen scheint, denn man trägt sich mit dem Gedanken, ein neues Grundstück zu erwerben und auf ihm einen ebensolchen Riesenpilz emporschießen zu lassen, wie sie an dieser Stelle in Fülle gedeihen.

Das Stärkste auf diesem Gebiet hat man aber mit dem Park Row Building geleistet, das im Jahre 1898 vollendet wurde und der fieberhaften Bewegung der Bauluft, wenigstens was die Höhe betrifft, vorläuffg ein Halt gebieten dürfte. Es liegt an einer verhältnismäßig schmalen Straße der Hauptpost gegenüber, und seine Front ist nur elf Fenster breit. Grade dadurch kommt aber seine Höhe umsomehr zu beängstigendem Ausdruck. Man zählt siebenundzwanzig aufeinandergetürmte Stockwerke, an denen man die Blicke emporklettern läßt, aber diese haben den Architekten noch nicht genügt, um die danebenliegenden Häuser im Straßenbild herabzudrücken.

Sie haben noch an jeder der beiden vorderen Ecken einen Turm angebracht und diesen auch in sechs Stockwerke geteilt, sodaß im ganzen die Summe von dreiunddreißig Etagen herauskommt und die Höhe von 387 Fuß erreicht wird.

In diesem Gebäude sind nicht weniger als 950 Bureaux eingerichtet, in denen ungefähr 6000 Personen geschäftlich angestellt sind. Man mag sich dabei ausmalen, um wie viel mehr Menschen täglich sich dort vorübergehend aufhalten und das Ganze in einen kribbelnden Ameisenhaufen verwandeln. Das Park Row Building hat die Idee des Wolkenkratzers aber nur im Höhenmaß erschöpft. Was die eigentliche Gliederung des Baus betrifft, muß es die Palme einem andern Wunderwerk der modernen Architektur in New-York abtreten.

An jedem Morgen, wenn ich aus dem Waldorf-Astoria Hotel heraustrat, mußte ich unwillkürlich die Fifth Avenue zur rechten Hand hinaufblicken und dem auffallendsten, keckſten und drolligsten Gebäude, das die Phantasie eines Architekten in New-York ersonnen hat, schmunzelnd zunicken. Es steht an der scharfen Ecke des schönen Madisonquares, der mit seinen schattigen Bäumen, Denkmälern, Springbrunnen und Ruheplätzen den ruhelos hin- und hertreibenden Verkehr angenehm unterbricht und einen trefflichen Beobachtungsposten für das Volksleben bietet, das sich hier mit seinen Spaziergängern,

Zeitungslesern, Kinderfrauen mit Babies und Bummlern aller Art entwickelt. An der Stelle, wo der Broadway in die Fifth Avenue einschneidet und seine elektrischen Wagen vorbeisausen läßt, ist eine lange, spitz auslaufende Ecke entstanden, die als Bauterrain einen unermeßlichen Wert darstellt. Um dieses in seinem ganzen Umfang auszunützen, hat man für das Gebäude, das darauf entstand, die dreieckige Form genau beibehalten, auch nicht das geringste Plätzchen übriggelassen, um das Grundstück gefällig abzuschließen, sondern eine scharf hervorspringende Kante geschaffen. Auf diesem Dreieck, das mit seiner Spitze in eine der lebhaftesten Verkehrsstellen von New-York hineinspringt, hat man nun lustig darauf losgebaut, Stockwerk auf Stockwerk gesetzt und eine schwindelnde Höhe erreicht, die das Nachbarhaus dreimal überragt.

Das ganze Ding scheint mehr in der Luft zu schwimmen, als am Boden zu haften. Steht man davor, so muß man sich den Kopf beinahe ausrenken, um das Ungetüm ganz zu überblicken, und die Reihen der Fenster verwandeln sich dabei in schmale Striche. Erst wenn man hundert Schritte zurücktritt, bekommt man den richtigen Gesamteindruck von dieser riesigen, aus der Erde gewachsenen Steinmasse, die gar kein Ende nehmen will. Man erblickt zwanzig Stockwerke nnd das Dach erreicht die Höhe von 290 Fuß. Der Spaziergänger hat

auf der Straße eine ähnliche Empfindung, wie jemand, der von einem kleinen Boot zu einem unserer amerikanischen Schnelldampfer emporblickt.

Man begreift kaum, wie ein solches Ungetüm überhaupt noch feststehen kann und als Bild des menschlichen Hochmuts nicht einfach umkippt. Die Amerikaner nennen das seltsame Gebäude übrigens nie anders als das „Bügeleisen" (Flat iron), womit sich seine Form in der Tat am besten vergleichen läßt. Es ist ein architektonischer Trumpf, eine Herausforderung für alle anderen Hausbesitzer in New-York, sich einen ähnlichen Scherz zu leisten. Es ist im Grunde weder schön noch häßlich zu nennen. Von den beiden Seitenflächen wirkt es zweifellos zu schwer, aber das Massige des Ganzen wird durch die schmale Kante überwunden, an der gerade nur für ein Fenster Platz ist. Diese Linie wirkt wie ein schlanker, fein gegliederter, in das übrige Gebäude hineingeschobener Turm, sodaß man dem Gebäude eine kühne, wenn auch gewaltsame Anmut nicht ohne weiteres absprechen kann.

Der freie Platz, an dem das „Flat iron" steht, und die beiden Straßen, die sich an seiner Kante kreuzen, bewirken es, daß der Bau nach den verschiedensten Richtungen und über die anliegenden Häuser hinweg unmittelbar ins Auge fällt. Durch diese Lage wird aber noch eine andere, fast tragikomische Wirkung für den Verkehr hervorgerufen.

Das so merkwürdig zugespitzte Gebäude ruft mit seinen breiten Flächen eine Spaltung des Windes hervor, und wenn es an dieser Ecke tüchtig weht und braust, entsteht manchmal eine Luftbewegung, die einem schwächeren Zyklon gleichkommt. Damen, die sich bei ihren Besorgungen in der Nähe aufgehalten haben, werden, sobald sie sich dem „Bügeleisen" nähern, gelegentlich von einem Sturm erfaßt, der ihre Toilette auf höchst ungalante Weise in Unordnung bringt und sie nötigt, mit einem Schrei äußerster Bestürzung in den nächsten Laden zu fliehen und dort zu warten, bis der peinliche Ueberfall vorbeigezogen ist.

Nirgends sind Frauen und Mädchen vor jeder Belästigung durch Männer so unbedingt geschützt, wie in New-York. Sie können zu jeder Tageszeit durch jede noch so entlegene Straße gehen, ohne irgendwelche Belästigung zu empfinden, denn schon ein längeres dreistes Anstarren könnte zu unangenehmen Auseinandersetzungen mit dem ersten Besten führen, der gerade vorübergeht und zum Schutze der Dame bereit ist. Aber um so frecher benimmt sich der vor dem „Bügeleisen" thronende Aeolus, sodaß die amerikanischen Schönen alle Ursache haben, vor seinen Umarmungen auf der Hut zu sein. Die Windstärke erreicht an diesem Platze oft eine solche Steigerung, daß die Fenster an den gegenüber-

liegenden Häusern einfach eingedrückt werden, woraus allerlei Ansprüche auf Schadenersatz entstanden sind.

Der größte Uebelstand der „Sky Scrapers“ liegt darin, daß sie, namentlich in den engen Straßen der untern Stadt die Wohnungen in unangenehmer Weise verdunkeln und man den ganzen Tag auf elektrisches Licht angewiesen ist. So viel Komfort in den Bureaux auch herrscht, bekommt man zunächst doch ein unwiderstehliches Verlangen nach Sonnenschein und frischer Luft, bis auch diese zarteren Regungen in dem Einerlei des Geschäftslebens unterdrückt werden.

Vor zwanzig Jahren waren die „Elevator Buildings“ eine viel angestaunte Neuerung, und heute sind sie etwas Selbstverständliches. Fast wundert man sich darüber, daß man in der Technik nicht schon weitere Fortschritte gemacht und andere Ideen ausgeführt hat, durch die man Raum und Zeit überwinden kann. Schließlich scheint die ganze amerikanische Kultur in ihrem fieberhaften Vorwärtsstreben selbst nichts anderes als ein unabsehbarer Wolkenkratzer zu sein, bei dem man nicht weiß, ob er ungehindert immer weiter zum Himmel aufstreben oder vielleicht irgendwo Risse zeigen wird, welche die Baumeister zur Vorsicht mahnen und daran erinnern müssen, daß es not tut, sich fester an die Mutter Erde anzuklammern und weniger nach den Sternen zu greifen.

Newyorker Hotels.

Der Ehrgeiz der Nordamerikaner strebt danach, ihr Mutterland England in allen öffentlichen und häuslichen Einrichtungen zu übertreffen und ihre Errungenschaften in einer so kolossalen Ausführung zu zeigen, wie wir sie in Europa nicht antreffen. Fehlt den Vereinigten Staaten der Reiz und Duft einer alten Kultur, so machen sie von dem Recht der Jugend, sich mit ihren Wünschen ins Unermeßliche auszudehnen und in jeder Ueberlieferung nur das Sprungbrett zu weiterer Entwicklung zu sehen, um so ausgiebiger Gebrauch.

Das drückt sich auch in der Art aus, wie man in Newyork durch die Errichtung prachtvoller Hotels für die Fremden gesorgt hat. Sie sollen nicht nur auf ihrem Zimmer dieselben Annehmlichkeiten wie in ihrer eigenen Wohnung wiederfinden, sondern auch in den Gesellschaftsräumen von so vielen Anregungen und Zerstreuungen umgeben sein, daß sie niemals

zum Gefühl der Einsamkeit und Langeweile kommen. Man sucht die Hotels in ihrem Umfang derart zu erweitern und in ihren Leistungen soweit zu vervollkommen, daß sie ein getreues Bild von der Kultur der Stadt und einen Auszug ihres geselligen Lebens bieten.

Wenn der Fremde am Tage seinem Beruf oder Genuß nachgegangen ist, sich müde gelaufen und gesehen hat, soll die Stadt in der Zeit, wenn er sich in den Speisesaal begibt, gewissermaßen zu ihm kommen und ihn gefällig unterhalten. Ein solches Ziel ließ sich nur durch das Erbauen von Palästen erreichen, die ihre Vorbilder in Paris und London mit der Zahl der Zimmer, der prunkvollen Einrichtung und dem gesellschaftlichen Verkehr, der ununterbrochen durch die Räume flutet, noch wesentlich überbieten.

Vom frühen Morgen bis spät in die Nacht reihen sich verschiedene Schichten aus der Bevölkerung Newyorks in den dortigen großen Hotels aneinander: Durchreisende, Gruppen von Stammgästen, die sich zum Frühstück einfinden, Geschäftsleute, die ein neues Unternehmen besprechen, Damen, die ihre Besorgungen unterbrochen und eine gemeinsame Teestunde abhalten, größere Gruppen, die sich zum Diner einfinden, Herren und Damen, die der Musik lauschen und Besuche erwarten, um nachher die Theater zu besuchen, endlich eine große Schar derjenigen, die sich

bis in späte Stunden in den „Bars“ aufhalten, um die Eindrücke des Tages im Gespräch nochmals an sich vorüberziehen zu lassen.

Einzelne Hotels haben es dadurch zu einer gewissen Berühmtheit gebracht, daß sie als Versammlungsort für bestimmte politische Parteien dienen. In dieser Beziehung steht das Hoffmann House am Madison Square obenan, wo die Demokraten regelmäßig tagen und für den Kampf mit den Republikanern ihre Waffen schmieden. Dies Hotel bildet aber auch insofern eine Merkwürdigkeit, als der Bar-Room, wo der Alkohol in der verschiedenartigsten Zusammenstellung die Gemüter erhitzt und ganze Wolken von Rauch aus den Zigarren und Zigaretten in die Luft steigen, in eine Art Kunstmuseum verwandelt ist. Während man sich an kleinen Tischen niedersetzt, fällt das Auge auf eine bunt zusammengestellte Sammlung von glitzernden Waffen und bunten Vasen, von hübschen Statuen und Bronzen, Uhren und Gegenständen aus Porzellan.

Von dem großen Gobelin, der jedenfalls einen bedeutenden Wert darstellt und eine Ansicht des Hafens von Marseille enthält, wird behauptet, daß er auf den Wunsch Napoleons III. angefertigt sei. Am seltsamsten berührt es aber, daß an der Wand unter doppelter Glasbedeckung bei elektrischer Beleuchtung auch ein Bild des heiligen Sebastian hängt, der nach dem beigefügten Zeugnis von keinem ge-

ringeren als Correggio herrühren soll. Man würde den Besitzer von Hoffmann House schwer beleidigen und sich vielleicht eine kostspielige Klage zuziehen, wenn man an der Echtheit dieses Kunstwerks den geringsten Zweifel ausdrücken wollte, obwohl Corrado Ricci, der jüngste Biograph und genaueste Kenner des italienischen Meisters, von einem solchen Oelgemälde und seiner jetzigen Aufstellung auch nicht mit einem Sterbenswörtchen spricht.

Damit der Klassiker des Helldunkels sich in dieser Trink- und Rauchatmosphäre nicht zu einsam fühle, hat man ihm noch einen Bougereau „Nymphen und Satyrn" und eine „Vision des Faust" von Falero zur Seite gehängt. Aber in jedem Fall bleibt es für den wundervollen Correggio ein hartes Schicksal, daß sein Werk, falls die Amerikaner Recht behalten sollten, der Schätzung oder vielmehr Nichtachtung von Leuten preisgegeben ist, die ihre Cocktails an die Lippen setzen oder begehrlich Austern schlürfen, während die mit Tellern und Gläsern klappernden Kellner geschäftig hin und her laufen.

Will man sich davon überzeugen, daß ein Hotel in Newyork unter Umständen wirklich eine Welt für sich bilden kann, so muß man die Fifth Avenue, die sich zu den übrigen Straßen verhält wie ein geborener Aristokrat zu reich gewordenen Emporkömmlingen, bis zur 33. und 34. Street verfolgen. Zwischen ihnen erhebt sich ein im deutschen Re-

naissancestil ausgeführter Kolossalbau, der mit seiner etwas schwerfälligen Pracht sich nach drei Seiten breit entfaltet und mit seinen roten Mauern und Türmern die Häuser seiner Umgebung so weit überragt, daß er dem Spaziergänger schon aus weiter Entfernung von allen Seiten in die Augen fällt. Hier stand ehemals das Haus von Joh. Jac. Astor, der sich anfänglich durch Pelzgeschäfte mit den Indianern, später durch seine geschickten Spekulationen in Grundeigentum in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein so großes Vermögen erwarb, daß man bei dem 1890 erfolgten Tode seines gleichnamigen Enkels annahm, es sei auf hundert Millionen Dollars angewachsen.

Zuerst wurde auf diesem Grund und Boden in großem Stil ein Hotel erbaut und 1893 eröffnet, das nach dem Geburtsort des Stammvaters der Familie bei Heidelberg den Namen „The Waldorf" erhielt. Daneben stand aber noch ein zweites Haus, das einem anderen Glied dieser Familie gehörte und ebenfalls einem großen Hotelbau weichen mußte. Nach einer von dem alten Astor an der Mündung des Columbia River in Oregon gegründeten Stadt wurde dies zweite Hotel auf den Namen „Astoria" getauft. Aus der Vereinigung beider Baulichkeiten entstand dann das jetzige „Waldorf-Astoria", das mit seinen fünfzehn Stockwerken über und drei unter der Erde einen wichtigen Teil des Newyorker Lebens umschließt.

Schon die Erlebnisse in den ersten paar Stunden prägten sich mir so tief ins Gedächtnis ein, daß es zur Charakterisierung des Unternehmens am zweckmäßigsten ist, sie der Reihe nach zu erzählen.

Unser Wagen hatte uns nach dem Verlassen des Ferry Bootes vom Ufer des Hudson quer durch die Insel Manhattan gebracht, auf der sich das eigentliche Newyork befindet und vor einem der dreizehn Eingänge des Hotels Halt gemacht, wo unser Gepäck innerhalb einer Minute abgeladen wurde, während wir uns zu dem Bureauschalter begaben, um die Schlüssel zu unseren Zimmern in Empfang zu nehmen. „Nr. 1486" rief der diensttuende Geist aus, indem er mich zu einem der vierunddreißig Aufzüge führte, die ununterbrochen auf- und abfliegen. Die Meldung bedeutete, daß ich mein Heim im vierzehnten Stock aufschlagen würde, denn bei jeder Etage fängt die Zählung mit einem neuen Hundert an, wodurch die Orientierung für den Fremden wesentlich erleichtert wird. Die Vorhalle besteht in diesem Stockwerk wie überall aus einem großen Raum, der mit schweren Teppichen, Sophas, Mahagonitischen und -Stühlen ausgestattet ist. Große Glastüren führen zu dem eigentlichen Korridor, der die Breite einer mäßigen Wohnstube aufweist. Das Zimmer, das vier Dollar, also nach unserem Geld siebzehn Mark kostet, ist von mittlerem Umfang mit einem Fenster, aber zierlich und gemütlich einge-

richtet, mit hübschen Bildern und Bibelots an den Wänden und auf dem Kamin, mit gediegenen kostbaren Möbeln und einem halben Dutzend elektrischer Flammen versehen, die über dem Schreibtisch, dem Spiegel, an der Krone und neben dem Bett angebracht sind. Außerdem gehören dazu ein Badezimmer und ein kleinerer Raum zur Aufbewahrung der Garderobe. Aus dem Fenster blickt man auf die unabsehbaren Massen der Häuser herab, die vom Morgennebel und Qualm der Schornsteine leicht verhüllt sind. Die Fuhrwerke erscheinen von dieser Höhe wie Kinderwägelchen, und die Menschen wie Zwerge.

Nach einer Viertelstunde klingelt es am Telephon vom fünfzehnten Stockwerk herunter, das von einem photographischen Atelier eingenommen ist. Der Besitzer von „Falks Studio“ bittet um die Erlaubnis, von unserer Reisegesellschaft, die sich auf dem Wege zur Weltausstellung nach St. Louis befindet, ein Gruppenbild und außerdem von jedem von uns eine Einzelaufnahme anfertigen zu dürfen. Wir gelangen in eine große, von Marmorsäulen und -Wänden getragene Halle, wo wir, von Bildern und Statuen umgeben, auf einer Freitreppe zusammenrücken. Nachmittags wird das Bild entwickelt und am nächsten Morgen erscheint es, mit den entsprechenden Unterschriften versehen, bereits im „New-York Herald“.

Dann steigen wir noch eine Etage höher auf

das Dach des Hotels, wo ein großer Sommergarten eingerichtet ist. Auf der luftigen Höhe dieser Plattform finden in der warmen Jahreszeit Konzerte statt, während man an kleinen Tischen sitzt und kühlende Getränke schlürft oder vom Rande der Balustrade nach allen vier Seiten das wunderbare Schauspiel der Riesenstadt genießt, die sich mit ihren Hochbahnen, elektrischen Wagen und Strömen von Menschen mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks bewegt.

Gleich darauf lernen wir eine andere erstaunliche Einrichtung des Hotels kennen, denn ein Page bringt uns in einem Couvert eine auf die halbe Minute abgestempelte Karte, die durch die Rohrpost vom unteren Flur soeben hinaufflog. Dort unten sitzt ein Angestellter vor ebensoviel gebogenen kupfernen Röhren, wie das Hotel Etagen hat, und befördert durch einen einfachen Hebeldruck jede briefliche Anfrage an ihren Bestimmungsort. Mehrere Reporter haben sich inzwischen in der Lesehalle eingefunden und legen uns mit der Bestimmtheit eines polizeilichen Verhörs eine Reihe von Fragen vor, die uns durch ihre Naivetät in Erstaunen versetzen. Anfänglich handelt es sich um persönliche oder gleichgiltige Dinge, wer wir seien nnd ob wir eine gute Ueberfahrt gehabt haben. Dann sollen wir unseren Eindruck von New-York schildern, obwohl uns von der Stadt nicht mehr als ein Dutzend Straßen

zu Gesicht gekommen ist. Endlich, und das ist die Hauptsache, sollen wir durchaus erklären, ob und wann der deutsche Kaiser zur Weltausstellung nach St. Louis kommen werde.

Es nützt nichts, daß wir bei dieser Frage mit dem Kopf schütteln und bei weiterem Drängen mit den Achseln zucken. Einer der Reporter will durchaus seinen Artikel den Lesern als neueste Sensation mit dem Inhalt auftischen, daß Kaiser Wilhelm in der Tat die Absicht habe, im Laufe dieses Jahres eine Reise nach den Vereinigten Staaten und der „Worlds Fair" am Ufer des Mississippi anzutreten. Man bringt in Amerika dergleichen Nachrichten, weil sie interessant sind und niemand denkt jemals daran, sie als falsch zu widerrufen. Sie wirken wie Raketen, die schnell aufleuchten und ebenso verpuffen. Am nächsten Tag wird das Brillantfeuerwerk von erfundenen Nachrichten mit ungeschwächter Kraft fortgesetzt.

Endlich nimmt uns der Hotelbesitzer selbst in Beschlag, um uns durch die Haupträume des „Waldorf-Astoria" zu führen. Eine Wanderung, die ungefähr zwei Stunden dauert und mit der Besichtigung der elf Räume des Erdgeschosses beginnt. Wundervoll ist gleich der Anfang, die weitgestreckte Wandelhalle, wo zwischen Palmengruppen und Marmorstatuen die Hotelgäste über schwere Teppiche schreiten, sich auf dem Wege zur „Office"

treffen oder in den bequemen Sesseln Platz nehmen, um dies ununterbrochene Kommen und Gehen lebensfroher Menschen zu beobachten, die beim Eintreffen in New-York durch den Gedanken an Erwerb und Genuß, Belehrung und Zerstreuung jeder Art, durch die Erwartung frischer großartiger Eindrücke in seltsame Erregung versetzt werden.

Aus der Wandelhalle gelangt man in einen Konversationssaal, wo zwischen mächtigen korinthischen Säulen in zwangloſem und doch gefälligem Durcheinander inmitten von Standbildern, seltenen Uhren, originellen Beleuchtungskörpern, Blumenarrangements und Vasen Ruheplätze in jeder nur denkbaren Form und Ausstatttung mit Schreib- und Kaffeetischen verteilt sind. Von hier fällt der Blick auf die marmorne Freitreppe, die wegen der zahlreichen Aufzüge im wesentlichen nur als Dekoration dient und auf deren mittlerem Absatz die Kapelle des Hotels während des Frühstücks und Diners regelmäßig Konzerte veranstaltet.

Die Mahlzeiten werden in ganz verschiedenen Räumen eingenommen, in großen Festsälen, in kleinen, von einer Gallerie umgebenen Palmengärten, in denen sich auch die Damen zum Five o'clock einfinden, und im „Gentlemens Café", das mit seinen schweren Holztäfelungen an Decke und Wänden und dem prächtigen Kamin einen höchst behaglichen Aufenthalt gewährt. Auf der gegenüberliegenden Seite

des Korridors befindet sich die eigentliche „Bar", wo Erfrischungen in jeder Zusammenstellung hinter dem Buffet gemischt und stehend oder sitzend genossen werden. Eine Sehenswürdigkeit für sich bildet der rote, in der Auswahl der Teppiche, Decken, Sofastoffe und Kissen reizend abgetönte Bibliotheksaal mit den mächtigen Zeitungsständern an den Wänden, dem Berg von Zeitschriften auf den Tischen und den Dutzenden von Schreibtischen, auf denen man Papier und Kuverts in reizender Ausstattung zur beliebigen Auswahl vorfindet. Daran schließt sich ein anderer großer Raum, der ebenfalls für die Erledigung der Korrespondenz und die Tageslektüre eingerichtet ist, in dem aber auch gleichzeitig Erfrischungen verabreicht werden. Wahrhaft märchenhaft ist ferner das türkische Zimmer mit seinen Mosaiken, Teppichen, Vorhängen, orientalischen Kandelabern, Sofas, Sesseln, Polstersitzen und Kuriositäten eingerichtet, unter denen ein Degen Napoleons I. die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Der warme, stimmungsvolle, farbenprächtige Raum, der von einem milden Lichtschein durchflossen ist, bildet für Einheimische ünd Fremde einen bevorzugten Rendezvousplatz, weil er sich unmittelbar an einem der Ausgänge befindet und den Verabredungen den Schein des Zufälligen verleiht.

Im ersten Stock treten wir in einen Saal von hundert Quadratfuß Umfang und vierzig Fuß Höhe,

der mit einer doppelten Reihe von Logen versehen ist und je nach Bedarf für Bälle, Konzertaufführungen, Theatervorstellungen und Bankette eingerichtet werden kann. Hier fand im Jahre 1902 das wundervoll gelungene Festmahl statt, das dem Prinzen Heinrich von Preußen bei seiner Reise durch die Vereinigten Staaten von der „Newyorker Staatszeitung" gegeben wurde.

Wir betreten die Astor-Gallerie, die nach dem Vorbilde des Palais Soubise in Paris eingerichtet ist und in welcher sechzehn allegorische Gemälde von Simmons die zwölf Monate und vier Jahreszeiten veranschaulichen. Hieran schließt sich dann noch eine ganze Flucht von Zimmern für gesellschaftliche Veranstaltungen, zu deren Ausschmückung Wandgemälde und Statuen, teils Originale von amerikanischen Künstlern, teils Kopien nach französischen Meistern, sowie Gobelins, Möbel und Porzellan aus der Zeit der französischen Könige verwertet worden sind, ein üppiges Blendwerk für die Augen, das zu einschmeichelnder Musik und rauschenden Frauentoiletten, zur Tageshelle der elektrischen Beleuchtung und den Freuden der Tafel paßt.

Wir dachten, daß wir mit einem kurzen Besuch des Souterrains im Waldorf-Astoria-Hotel auskommen würden. Statt dessen brauchten wir wieder geraume Zeit, um uns durch die ungeheuren, auf die Kelleretagen verteilten Räume hindurchzuarbeiten. Die

Reise begann mit einer Halle, in der auf breiten Postamenten eine Reihe von Sesseln aufgestellt sind, wo die Friseure sich mit Kamm und Bürste um die Verschönerung der Gäste bemühen und die Stiefelputzer daneben mit flink ausgeführten Handgriffen das staubige Schuhwerk wieder spiegelblank machen. Wir begaben uns dann in die mächtigen, trefflich ventilierten Küchen und Vorratsräume, gelangten in ein Weinlager mit unabsehbaren Flaschenschränken, schritten durch Gewölbe, in denen weiter nichts als Zigarren und Zigaretten aufgestapelt waren, und kamen in die große Waschanstalt, die imstande ist, jeden Tag 65000 Stück Leinenzeug abzuliefern. In den Kellerräumen ist auch die Maschinenanlage untergebracht, von deren Umfang man sich eine Vorstellung machen kann, wenn man erfährt, daß sie, abgesehen von den Aufzügen, Motoren und Ventilationsapparaten, 25000 elektrische Flammen zu speisen und die Dampfkraft für die Küche und die Heizung sämtlicher Zimmer des Hotels zu liefern hat, in dem es allein fünfzehnhundert Angestellte gibt. Aus der Unterwelt des kolossalen Gebäudes gelangten wir mittels des Elevators wieder in die glanzvoll eingerichteten Paterreräumlichkeiten mit dem Gekribbel geputzter Menschen, die hier aus allen Weltteilen zusammengeströmt sind und von jeder Stunde ihres Aufenthalts in Newyork eine neue Ueberraschung und Zerstreuung erwarten.

Von dem Waldorf-Astoria-Hotel, wo alles Reichtum, Eleganz und Lebensfreude atmet, wo der moderne Komfort auf Schritt und Tritt bis zur höchsten Verfeinerung ausgebildet ist, wo die Damen sich in rauschenden Seidenkleidern von Herren in Frack und Zylinder mit verbindlichem Lächeln den Hof machen lassen, wo die Luft von köstlichem Blumenduft erfüllt ist und die Gesellschaftsräume von fröhlicher Musik wiederhallen, eilen wir zum billigsten Hotel New-Yorks, das in seiner Weise eine ebenso große Sehenswürdigkeit bildet, wenn wir es auch mit ganz anderen Empfindungen als jenes betreten und wieder verlassen.

Mit der Hochbahn oder einem der elektrischen Wagen fahren wir in der Richtung zum Hafen. Wir kommen in die Nähe des Washington Squares, der mit seinen schönen Parkanlagen den Augen einen wohltuenden Ruhepunkt gewährt. Hier grüßt uns eine Bronzestatue Garibaldis, der sich auf seinen Weltfahrten mit einer Seifen- und Lichterfabrik in Newyork einstmals einen kleinen Besitz erwarb und von seinem Postament herunter den Bewohnern der Stadt mit flammenden Worten sein Ideal eines republikanischen Staatswesens zu verkündigen scheint. Ein Triumphbogen, der 1889, hundert Jahre nach der Einsetzung des ersten Präsidenten der Vereinigten Staaten, errichtet wurde, bezeichnet den Anfang der Fifth Avenue.

Dann in südlicher Richtung den Broadway hinunter bis zur Bleecker Street, wo sich ein riesiges Gebäude mit der Inschrift „Mills House Nr. 1" erhebt. Männer in dürftigen, abgetragenen Kleidern, mit bleichen, sorgenvollen Gesichtern, von Entbehrungen erschöpft, stehen mit einem Bündel Habseligkeiten unter dem Arm an der Tür oder im Korridor und warten auf den Augenblick, in dem sich die Tür eines kleinen Gemachs vor ihnen auftut und sie von der Gefahr befreit, von der Straße verschlungen zu werden. Sie haben den Trotz verlernt, der sich gegen die Unvollkommenheit unserer gesellschaftlichen Einrichtungen aufbäumt, und sind froh, einen Unterschlupf zu finden, wo sie sich in den Tagen bitterer Not als Menschen fühlen können.

Es handelt sich um kein Asyl für Obdachlose, wo gestrandete Existenzen als Bettler einziehen und Wohltaten empfangen, sondern um ein richtiges Hotel, wo jeder für das bezahlt, was er empfängt. Der Unterschied besteht nur darin, daß er für einen geringen Preis, mit dem er seinen Lebensunterhalt sonst nicht bestreiten könnte, eine möglichst große Gegenleistung in Gestalt von Wohnung, Verpflegung und geselligem Verkehr erhält. Niemand soll in diesen Räumen das Gefühl haben, daß ihm etwas geschenkt wird, sondern jeder in der Ueberzeugung bestärkt werden, daß er seine letzten Spargroschen hier besser als irgendwo anders anwendet. Das

Hotel nimmt keinen Kranken, Betrunkenen oder Verwahrlosten auf, sondern will den gesunkenen Lebensmut bei Menschen heben, die meist nur vorübergehend in eine Notlage gekommen sind. Es will ihnen helfen, indem es sie in eine Situation bringt, in der sie den Glauben an den Wert der Arbeit nicht völlig verlieren, sondern ihre ganze Kraft zusammenraffen und sich selbst weiter helfen können.

Der Gedanke zu solchen „Poor Mans Hotels" wurde zuerst in den Rowton Houses in London verkörpert, wo Lord Rowton damit 1893 in Vauxhall den Anfang machte, um ihnen in anderen Stadtgegenden der Themsemetropole alsbald ähnliche Einrichtungen für verarmte Leute folgen zu lassen, die für einen halben Schilling ein sauberes Bett in einem abgeschlossenen Raum und den Aufenthalt in einem anständigen Gesellschaftszimmer beanspruchen können. Dieselbe Idee ist dann von D. O. Mills in Newyork aufgenommen und ausgeführt worden, wo die Arbeiterbevölkerung in ihren Wohnungsverhältnissen noch übler dran ist als in London, weil sich dort auf der Insel Manhattan alles auf einen verhältnismäßig kleinen Raum zusammendrängt, während es hier in viel größerer Ausdehnung Werkstätten gibt, in deren Nähe der Einzelne wohnen kann. In Newyork ist daher die Gefahr, daß der Arbeiter zu elenden Spelunken Zuflucht nehmen muß, sowie mit Krankheiten, Lastern und Verbrechern aller

Art in Berührung kommt, größer als irgend wo anders, und jeder Versuch, ihn solcher trostlosen Umgebung zu entreißen, mit besonderem Dank zu begrüßen.

Mills Hotels haben sich die Erfahrungen der Asyle, der Volks-, Speise- und Kaffee-Hallen in Deutschland, der „Lodging Houses" in London angeeignet und sie in zweckmäßiger Weise auf amerikanische Verhältnisse übertragen, wo auch der Aermste darauf Wert legt, daß ihm das Gefühl der persönlichen Freiheit und Unabhängigkeit nicht verkümmert werde. Die verlassenen Existenzen, die bei Beginn der Nacht an den Eingängen zu den Parks und Squares auftauchen und mit Grauen daran denken, was ihnen der nächste Morgen bringen wird, die nach Newyork in der trügerischen Hoffnung gekommen sind, sofort Arbeit zu finden, oder die ihre Stelle infolge von Krankheit verloren haben, sollen vor völligem Zusammenbruch behütet werden. Aber auch andere, die nur über geringe Einnahmen verfügen und möglichst billig leben wollen, finden hier längere Unterkunft.

Das Hotel in Bleecker Street umfaßt 1554, das kleinere in Rivington Street 600 Schlafräume, für deren Benutzung im Durchschnitt nach unserem Gelde nicht mehr als achtzig Pfennige zu bezahlen sind, was bei dem teuren Leben in Newyork in Wirklichkeit noch weniger ist, als es zu sein scheint. Jedes

Zimmer stellt einen Raum von 7 bis 6 Fuß Umfang dar, der sein Licht durch ein besonderes Fenster erhält, gut ventiliert und an die Zentralheizung angeschlossen ist. An der Längswand steht eine eiserne Bettstelle mit einer Stahlmatratze, auf der ein Unterbett, ein Kopfkissen und eine Decke liegen, alles mit sauber gehaltener Leinwand bezogen. Ein Stuhl, ein Stück Teppich und ein verschließbarer Holzkasten, der zum Aufbewahren der Sachen dient, vervollständigen diese Einrichtung. Die Wasch- und Toiletten-Räume sind groß und zweckmäßig ausgestattet und mit Douchebädern verbunden, deren Benutzung den Bewohnern dieser Hotels kostenlos freisteht.

Von 9 Uhr des Morgens bis nachmittags 5 Uhr dürfen die Schlafzimmer nicht benutzt werden. Dafür stehen ihren Insassen aber eine Reihe größerer, zum Teil saalartiger Räume zur Verfügung, in denen überall für ihre Unterhaltung und Belehrung gesorgt wird. Zwei große Lichthöfe mit kleinen Tischen und Stühlen unterscheiden sich von ähnlichen Einrichtungen in den meisten Hotels nur dadurch, daß bei ihnen nicht auf Luxus, sondern lediglich auf Bequemlichkeit Bedacht genommen ist. Ueberall bilden sich hier Gruppen von Leuten, die ihre Briefe für das im Hotel befindliche Postamt fertigstellen, Zeitungen lesen, Schach spielen, mit einander plaudern oder sich sinnend in irgend einen Schmollwinkel zurückgezogen haben.

Neben Erscheinungen, deren ganzes Kapital in kräftigen Armen und Muskeln besteht, bemerkt man andere, die einen hohen seidenen Hut, einen blank getragenen Gehrock und eine goldene Uhrkette aus besseren Tagen gerettet haben. Im untern Stockwerk ist ein großes Restaurant eingerichtet, in dem ein Mittagstisch zu festen Preisen verabfolgt wird. Für sechzig Pfennige hat man Anspruch auf eine Suppe, eine Fleischspeise, zwei Gemüsesorten, ein Dessert wie Pudding oder Apfelkuchen und nach Auswahl auf eine Tasse Tee, Kaffee oder Milch. Außerdem werden noch verschiedene andere Fleisch- und Eierspeisen, sowie nachmittags von fünf bis acht Uhr eine Austernsuppe, die aus den trefflichen amerikanischen Blue-Points zubereitet ist, zu besonderen Preisen verabfolgt.

Neben einer großen Wäscherei, welche die Reinigung der Sachen gegen geringes Entgelt übernimmt, gibt es in dem Hotel auch noch eine besondere Vorrichtung mit warmem und kaltem Wasser, wo sich jedermann seine Wäsche selbst säubern kann, die dann in einen Trockenraum wandert und nach kurzer Zeit zur Benutzung fertig wieder abgeliefert wird. Ein weiter Weg führt vom teuersten zum billigsten Hotel in Newyork und was dazwischen liegt, bildet eine Welt mit aufstrebenden und gestürzten Existenzen, Hoffnungen und Enttäuschungen, die das Spiel des Lebens durcheinandertanzen läßt wie der Herbstwind das Laub, das er von den Bäumen reißt.

Verkehrsleben in New-York.

Die Insel Manhattan, auf welcher New-York liegt, sieht auf der Landkartte genau so aus, als habe jemand den Versuch gemacht, mit verbundenen Augen einen Seehund zu zeichnen. Die Hand, die den Stift unsicher und mit vielen Absätzen über das Papier zog, scheint die Rückenlinie zu einem drolligen Zickzack verzerrt und den runden Kopf wie bei einem Fisch in die Länge gezogen zu haben.

Der Harlemfluß, der die Insel in schräger Richtung von Festland abschneidet, vervollständigt das Bild insofern, als dadurch zwischen ihm und dem Hudson ein immer schmaler werdendes Stück Land entsteht, das man sich bei einiger Phantasie als den Schwanz des Seehundes ausmalen kann. Mit dem Kopf und der Richtung des Leibes von Nord nach Süd wendet er sich der Bucht zwischen Brooklyn und Staten Island zu, als suche er den Ausgang zum atlantischen Ozean, aus dem er nur

aus Angst vor seinen Verfolgern in diese schmale Wasserstraße hineingeflüchtet sei.

Trotz all der Riesengebäude, die bis zur Höhe von zwanzig, fünfundzwanzig, dreißig Stockwerken und darüber aufeinander getürmt werden, ist diese Strominsel schon lange nicht mehr imstande, die gesamte Bevölkerung, die diesem Punkt immer hastiger zustrebt, bei sich aufzunehmen. Von den drei und einhalb Millionen Einwohnern von „Greater New-York" — so lautet seit dem Jahre 1897 die amtliche Bezeichnung für das Gemeindewesen in seinem ganzen Umfang — wohnen auf Manhattan nur die Hälfte, während die Uebrigen sich westlich in Hoboken, östlich in Brooklyn und nördlich jenseits des Harlem River niedergelassen haben, ohne dadurch von der unmittelbaren Verbindung mit dem Kern der Stadt etwas einzubüßen. Die Insel bleibt doch der Mittelpunkt für für alles, was wir unter dem öffentlichen und geschäftlichen Leben, unter gesellschaftlichem Verkehr und Vergnügungen aller Art bei Hoch und Niedrig verstehen und was New-York einen so hohen Rang unter den Metropolen des Erdballs eingeräumt hat.

Manhattan bildet eine verhältnismäßig schmale Landzunge, denn ihre breiteste Stelle umfaßt nicht mehr als vier Kilometer, während ihre engste nur einen halban beträgt, so daß man auf kurzen Spaziergängen nach beiden Richtungen an die

Uferstraßen gelangen kann. Umsomehr imponiert dagegen die Ausdehnung der Insel in der Länge, denn sie beträgt 21 Kilometer, also etwa doppelt so viel wie der Weg vom Potsdamer Bahnhofe nach der Station Grunewald ausmacht. Dieser Vergleich genügt jedoch nicht, um eine richtige Vorstellung von der Art hervorzurufen, wie sich die Stadt von ihrem südlichsten Punkt, wo die erste Niederlassung erfolgte und der deutsche Minnewit aus Wesel die Insel den Indianern für sechzig Gulden abkaufte, immer weiter nach Norden ausgedehnt hat.

Um sich von dieser Entwicklung ein zutreffendes Bild zu machen, muß man den Lauf des Broadway, der verkehrsreichsten Straße, verfolgen, die sich das Recht nimmt, die rechtwinklige Anlage der Stadt quer zu durchschneiden, die ganze Insel von einem Ende zum andern mit einer langen Windung zu durchziehen und auch jenseits des erwähnten Flusses noch ein gutes Stück in das Festland vorzustoßen. Damit erreicht der Broadway eine Länge von dreißig Kilometern, was der Entfernung vom Bahnhof auf dem Alexanderplatz in Berlin nach Potsdam entspricht. Der Broadway ist somit die längste Straße, die es auf der Welt überhaupt gibt. Man müßte unsere Leipziger Straße zwanzig und die Straße Unter den Linden vom Brandenburger Tor bis zum Schloß dreiundzwanzig Mal verlängert denken, um eine Verkehrsader von

der Ausdehnung des Broadway in New-York zu erhalten. Ein feldmäßig ausgerüsteter Truppenkörper würde, wenn er ihn vom Anfang bis zum Ende abzumarschieren hättte, damit eine über den Durchschnitt weit hinausgehende Tagesleistung ausführen.

Der Verkehr innerhalb New-Yorks spielt sich, der Gestalt der Insel entsprechend, wie auf dem Durchschnitt eines lang gezogenen Trichters von Süden nach Norden oder umgekehrt, daneben aber auch in östlicher und westlicher Richtung von und nach den Vororten ab. Der untere Teil der Stadt besteht aus einer Fülle unregelmäßig angelegter Straßen, die sich eng und gekrümmt durcheinander schlingen und das Geschäftsleben durch unzählige schmale Kanäle zusammenpressen so daß man einige Zeit braucht, um von diesem Menschengekribbel nicht verwirrt zu werden und ein klares Bild von der Anlage dieses Stadtgebiets zu erhalten.

Weiter hinauf, etwa von der Stelle, wo der Kopf des Seehundes, dessen Bild die Insel gleicht, in den Rücken übergeht, beginnt eine ganz neue Gliederung der Metropole, und zwar die einfachste, die man sich überhaupt denken kann. Waren die Straßen vorher zumeist nach Männern getauft worden, die sich während der Kolonialzeit Verdienste erworben haben, so verlieren sie mit Ausnahme des Broadway jede persönliche Bezeichnung und werden

nur durch Nummern von einander unterschieden. Das konnte um so leichter durchgeführt werden, als die Straßen sich durchweg rechtwinklig und in fast gleichmäßigen Abständen kreuzen, so daß man bei Betrachtung des Plans den Eindruck einer Reihe von Schachbrettern erhält, die zu einer langen Fläche zusammengestellt sind.

Von Norden nach Süden durchlaufen elf schnurgerade Avenuen die Insel in ihrer ganzen Länge, während Straßen mit den Nummern von 1 bis 225 sie parallel von Ost nach West durchschneiden. Man braucht also nur zwei Zahlen im Kopf zu haben, eine für die „Avenue" und die andere für die „Street", um genau zu wissen, wohin man seine Schritte zu lenken hat. Durch das Hinzufügen eines der beiden Buchstaben „W" oder „E" für die betreffende Himmelsrichtung wird das Aufsuchen einer bestimmten Adresse noch mehr erleichtert und jeder unnötige Zeitverlust ganz ausgeschlossen, ohne das man irgend jemanden um Rat zu fragen braucht.

Da der untere Teil der Stadt („down town") in der Richtung zum Hafen ausschließlich dem Geschäft, der obere („up town") dagegen ganz dem Familienleben und den Vergnügungen gehört, entstand die schwierige Frage, wie man beides auf dieser schmalen Fläche in eine möglichst schnelle und bequeme Verbindung miteinander bringen könne.

Seit dem Jahre 1870, wo die erste Hochbahn in New-York entstand, hat man dieses Problem in musterhafter Weise zu lösen verstanden, sodaß gegenwärtig eine ungeheure Flut von Menschen sich jeden Morgen genau in gleicher Richtung in die Bureaus, Banken, Warenhäuser und Fabriken begibt und abends zu einer bestimmten Zeit wieder zu den Familienhäusern zurückfließt. Dieses beständige, sich Tag für Tag zu denselben Stunden wiederholende doppelte Schauspiel entspricht der Tätigkeit eines Sauge- und Druckwerks, das die Blutfülle der Metropole mit unbedingter Regelmäßigkeit nach zwei verschiedenen Gegenden treibt. Außerdem muß man die Bevölkerung hinzurechnen, die täglich von den Vororten wie Brooklyn, Bronx und Hoboken ebenfalls der City zuströmt. Welche Menschenmassen dabei in kurzen Fristen mehrere Meilen weit zu befördern sind, ergibt sich schon daraus, daß die Hochbahnen in New-York jährlich von 250 und die Straßenbahn von 550 Millionen Menschen benutzt werden.

Bei der schmalen Flugbahn, die man von Norden nach Süden zur Verfügung hatte, konnte man sich nur damit helfen, daß man eiserne Viadukte etwa in der Höhe des ersten Stockwerks der Häuser durch die Länge der Avenuen zog und den Verkehr auf einem Doppelgeleise sich immer weiter steigern ließ, ohne daß die Straßen dadurch an Bewegungsfreiheit zu verlieren brauchten. Vier Linien dieser Art,

zwei auf der Oſt- und zwei auf der Weſtſeite, werden unaufhörlich befahren und nur auf einer von ihnen wird der Verkehr um Mitternacht eingeſtellt. Die übrigen drei fahren die ganze Nacht hindurch und laſſen in dieſer Zeit nur Zwiſchenpauſen von zehn Minuten eintreten. Man kann auf dieſe Weiſe entweder direkt oder auf Kurven, durch Uebertragung von einer Strecke auf die andere, einen Weg von 24 Kilometer über den Harlem River hinweg bis zum Bronx Park im äußerſten Norden zurücklegen.

Dieſe Kurven machen gerade in dem am meiſten bevölkerten Teil von Newyork ſo ſcharfe Winkel und laufen durch ſo ſchmale Straßen, daß ihre Anlagen als ein Meiſterſtück moderner Technik betrachtet werden muß. Eine von ihnen ſteigt zudem an der 110 Straße eine Höhe von zwanzig Meter empor, ſo daß man bei der Fahrt den Bewohnern des fünften Stockwerkes der benachbarten Häuſer in die Fenſter ſieht. Da der Boden ſich an dieſer Stelle auffallend ſenkt, mußten die eiſernen Stützen, auf denen ſich die Bahnanlage befindet, eine ſo beängſtigende Höhe erreichen.

Sowohl während der Fahrt, die über einen großen freien Platz führt und die Paſſagiere wie im Flug durch die Luft mit ſich fortreißt, wie für den Beobachter auf der Straße hat dieſes Stück der Hochbahn zunächſt etwas Unheimliches. Eine Autorität wie Leſſeps bezeichnete dieſe Anlage während ſeines

Aufenthaltes in Newyork als das Kühnste, was durch die Kunst der Ingenieure auf diesem Gebiet jemals geleistet worden sei. Auf die nächstfolgende Station werden die Passagiere, die in Amerika an das Treppensteigen gar nicht mehr gewöhnt sind, durch einen Aufzug emporgetragen, um hier einen überraschenden Ausblick zu genießen. Auf der einen Seite sieht man die hohen, sich lang hinziehenden, grün bewachsenen Rampen des Morningsideparks, den weißen Marmorpalast des St. Luke's Hospital und die großartigen Bauten der Columbia-Universität, auf der andern das weite Stadtgebiet von Harlem und die dunkel wogenden Bäume und Gebüsche des Central Parks in seinem nördlichen Ausläufer.

Es gibt kein besseres und bequemeres Mittel, die Stadt in allen Teilen kennen zu lernen, als die häufige Benutzung dieser „Elevated Railroads", oder, wie sie abgekürzt genannt werden, der „El". Alle beginnen bei der Battery, dem südlichsten Punkt der Insel, und jede einzelne weist einen charakteristischen Zug für die Beobachtung des Fahrgastes auf. Die Linie der sechsten Avenue fährt an den Kirchen Trinity und St. Paul, an riesigen Warenhäusern und den beliebtesten Theatern vorbei. Die Hochbahn auf der dritten Avenue, die am meisten benutzt wird, ist aber insofern noch interessanter, als sie die Möglichkeit bietet, das verschiedenartige Völkergemisch in seiner zum Teil ganz

scharfen Abgrenzung kennen zu lernen und Kultureinschnitte zu beobachten, wie sie in dieser Weise nirgends wieder vorhanden sind.

Man vernimmt staunend, daß Newyork mit seinen 325000 Deutschen eine Stadt, die dem Umfang nach zwischen Frankfurt a. M. und Köln liegt, in sich verschluckt, daneben aber auf fast 300000 Engländer und Schotten unter den Völkern germanischer Abstammung in sich aufgenommen habe. Hierzu kommen aber noch 600000 Bewohner, die der jüdischen Konfession angehören, 250000 Irländer, 145000 Italiener, 155000 Russen, über 60000 Neger und 10000 Chinesen. Von der erwähnten Strecke der Hochbahn blickt man in lange Straßengebiete hinunter, die mit ihren Bewohnern Stücke von Genua, Schanghai, dem Zarenreich und Halbasien dem erstaunten Blicke der Fremden vorführen und sich wie Inseln in dem eigentlichen Amerikanertum ausnehmen, das sie umflutet.

Man kann sich kaum ein fesselnderes Schauspiel denken, als wenn man sich in einem der „Wolkenkratzer" der untern Stadt durch den Elevator auf die Dachterasse fahren läßt und von dort aus die vier Linien der elektrischen Hochbahn im einzelnen genau verfolgt. Wegen des hohen Standpunkts, den man dabei einnimmt, verwandeln sich die vorbeisausenden Züge mit den braunen Dächern der Wagen in langsam kriechendes, bald anhaltendes

und dann wieder fortschleichendes Gewürm. Die Züge rollen dabei am Tage unmittelbar hinter einander. Wenn der eine die Station noch nicht einmal verlassen hat, eilt der andere schon in schnellem Tempo hinter ihm her und vermindert seine Fahrgeschwindigkeit erst bei einem Zwischenraum von fünfzig oder sechzig Schritt, bis der Vorgänger ihm Platz gemacht hat. Nur in schmalen Straßen, wo es sich nicht vermeiden ließ, liegen die beiden Geleise unmittelbar neben einander, während sie sonst getrennt angebracht sind und einen Mittelraum freilassen, damit den Häusern Licht und Schatten möglichst wenig entzogen werde.

Von der Straße steigt man, je nach der Richtung, in der man sich bewegen will, auf einer der beiden eisernen Treppen zu dem Viadukt empor, löst ein Billet für fünf Cents (zwanzig Pfennige), das für alle Strecken giltig ist, so kurz oder lang sie auch seien, und steckt es in einen viereckigen, oben mit Glas versehenen Kasten, wo sie der diensttuende Beamte durch den Druck auf einen Hebel zerschneidet und die beiden Teile in die Tiefe fallen läßt.

Von diesem Augenblick an gibt es für den Fahrgast keinen weiteren Ausweis und keine Kontrolle. Er braucht nur in den ersten besten Wagen, der gerade vor ihm hält, einzusteigen, da in jedem Zuge auch nur eine einzige Klasse existiert. An seinem Ziele angelangt, begibt sich der Passagier durch

einen besonderen Ausgang, wo sich niemand weiter um ihn kümmert, zu der wieder auf die Straße führenden Treppe. Jeder Sitzplatz im Innern des Wagens ist derartig gekennzeichnet, daß man sofort weiß, wie viele Personen auf eine Reihe gehören und nicht erst nachträglich zusammenzurücken braucht. Durch strenge Vorschriften hat man auf den Gängen eine so große Sauberkeit erreicht, wie sie bei dem ungeheueren Verkehr überhaupt nur möglich ist. Das widerwärtige Speien, das die Amerikaner namentlich im Westen so sehr in Verruf gebracht hat, ist ihnen bei der „El" dadurch abgewöhnt worden, daß sie laut Reglement, das überall angeschlagen ist, dafür zu 500 Doll. (zweitausend Mark) oder zu einem Jahr Gefängnis oder sogar zu beidem verurteilt werden können.

Die Züge halten in der untern Stadt, wo der Verkehr am stärksten ist, an jeder fünften Straßenecke, sonst in Zwischenräumen von höchstens achthundert Meter. Außerdem gibt es auf zwei Linien noch besondere Schnellzüge, die des Morgens in südlicher und Nachmittags in nördlicher Richtung fahren und nur an wenigen Stationen Halt machen, also gewissermaßen den Uebergang zum Fernverkehr bilden. Die elektrischen Hochbahnen werden ebenso von den reichsten wie von den ärmsten Klassen der Bevölkerung benutzt. Selbst Leute, die ein Dutzend Pferde im Stall haben, verfügen über keine bessere Ver-

bindung, um von ihrer Wohnung zu ihrem Geschäft zu gelangen. Equipagen lassen sich wegen des Gedränges auf den Straßen eigentlich nur noch zu Spazierfahrten auf der Fifth Avenue sowie im Zentralpark und seiner Umgebung benutzen. Das öffentliche Fuhrwesen kommt wegen der Vortrefflichkeit der andern Fahrgelegenheiten ebenfalls nur wenig in Frage und ist außerdem so teuer, daß man für einen Hansom in Newyork das Vier- und Fünffache von dem bezahlen muß, was eine Droschke in Berlin, London oder Paris kostet.

Derselbe Einheitspreis von fünf Cents existiert auch für die Straßenbahnen, deren Netz über sämtliche Avenues und die größeren ihrer Kreuzungen ausgebreitet ist. Billets werden hier überhaupt nicht verkauft, sondern jeder einzelne Passagier übergibt die kleine Münze dem Kondukteur, der sie in eine Blechbüchse fallen läßt und gleich darauf durch Berührung eines Hebels ein Klingelzeichen gibt, bei dem der für jedermann sichtbare Zählapparat den Zeiger um eine Zahl vorspringen läßt. Die Kontrolle, die wir in Deutschland so lästig empfinden, liegt in Amerika in den Händen des Publikums selbst, das sich jedesmal davon überzeugen kann, ob der Kondukteur richtig gezählt hat.

Eine weitere Annehmlichkeit besteht darin, daß die Straßenbahnen nicht an bestimmten, äußerlich gekennzeichneten Punkten, sondern an jeder Ecke, wo

man aussteigen will, halten müssen. Außerdem kümmert sich die Polizei ebensowenig hier wie bei den Hochbahnen darum, wieviele Passagiere sich in die Waggons hineinzwängen. Niemals ruft ihnen der Kondukteur wie bei uns das geflügelte Wort „Alles besetzt!“ entgegen, sondern jeder mag sehen, wo er bleibe. Im Innern des Wagens, wo der Mittelgang viel breiter ist, als wir ihn kennen, stehen oft zwanzig Personen, und sowohl auf dem Vorder- wie auf dem Hinterperron schieben sich immer noch Leute hinauf, auch wenn sich dort bereits Kopf an Kopf drängt. Geht auch das nicht, so hängen sich einzelne sogar an die Handgriffe an oder schweben auf den Trittbrettern. In den frühen Morgenstunden klettern die Arbeiter, die auf ihren Bau müssen, wohl gar auf das Dach des Waggons, sodaß er, mit einem ganzen Kranz von Menschen bedeckt, einen höchst seltsamen Anblick gewährt.

Eine solche Stauung des Publikums ist aber nur in einer Stadt erträglich, in welcher der Einzelne es von Kindheit an gelernt hat, auf den Nächsten soviel Rücksicht zu nehmen wie in Newyork. Zu den liebenswürdigsten Eigenschaften des Amerikaners gehören seine Bereitwilligkeit und Fähigkeit, sich in Situationen, die unvermeidlich sind, hineinzufinden und ihre Unannehmlichkeiten mit gutem Humor zu ertragen. Wenn er noch so beschäftigt ist, hat er immer noch Zeit, dem Fremden den richtigen Weg

zu zeigen oder eine erbetene Auskunft zu geben, einen fallen gelassenen Gegenstand aufzuheben und dem Verlierer damit bis zur nächsten Straßenecke nachzulaufen oder sonst irgend einem, der sich in Bedrängnis befindet, zu helfen.

Aber auf den Straßen- und Hochbahnen ist sein Benehmen geradezu musterhaft und läßt alles, was man an guten Manieren irgendwo sonst beobachten kann oder nur wünschen möchte, weit zurück. In „drangvoll fürchterlicher Enge" hört man niemals ein lautes, unwilliges oder gar grobes Wort, sondern nur einen lächelnd hingeworfenen Scherz oder eine artige Entschuldigung. Man will eben vorwärts kommen und sich dabei das Leben nicht unnütz schwer machen. Ich befand mich eines Vormittags in einer Straßenbahn auf dem Broadway, als einer der wohlgenährten, meist aus Irland stammenden Schutzleute, an denen Newyork so reich ist, in demselben Wagen mit einem Arrestanten zur Wache fuhr. Der arme Teufel, dessen Nase einen verdächtigen roten Schimmer zeigte und der sich auf den Beinen unsicher fühlte, erzählte seinem Begleiter allerlei rührende Geschichten von den Verführungen, denen der Mensch ausgesetzt sei, wenn er viel Durst und wenig Geld habe, und fand dafür ein williges Ohr.

Es handelte sich offenbar um einen Zechpreller, dem sicherlich eine unangenehme Strafe bevorstand. Inzwischen hatte sich der Wagen immer mehr gefüllt,

und eine Dame, die an der nächsten Ecke eingestiegen war, fand keinen Sitzplatz mehr. Noch bevor ihm ein anderer zuvorkommen konnte, hatte sich aber der Mann mit der roten Nase schnell erhoben und sich mit der Rechten nicht ohne Mühe an einen der Ledergriffe angeklammert, um unliebsame Schwankungen zu vermeiden. In seinem trüb umnebelten Gehirn war der Gedanke an die Höflichkeit, die man dem schönen Geschlecht schuldig sei, noch nicht erloschen, und vielleicht hätte er schon wegen dieser anständigen Regung einen milderen Richterspruch verdient.

Nur eine einzige von den großen Straßen New-Yorks, und zwar eine der schönsten, hat sich bis jetzt gegen den Aufbau eiserner Viadukte und Schienenwege, gegen das Rattern der Wagen und den schrillen Klang der Signalglocken zu wehren gewußt. Die Fifth Avenue ist stolz darauf, daß ihr trotz aller Gleichmacherei der aristokratische Charakter nicht genommen werden konnte. Die Besucher der Kirchen, Klubs, Hotels und Restaurants, die hier zu stolzen Reihen vereinigt sind, die Vanderbilt, Sloane, Gould, Astor und Havemeyer, die in ihren Palästen aus Marmor aus allen Enden der Welt Kunstschätze zusammengetragen haben, sollten in ihrer Behaglichkeit nicht gestört werden und die Poesie des nahen Zentralparks in vollem Umfange genießen dürfen.

Zur Erleichterung des Verkehr hat man auf

dieser Straße eine größere Anzahl von Omnibuswagen, teils mit Pferden, teils mit elektrischem Betrieb eingestellt, die namentlich von Dameu bevorzugt werden und ihren Zweck gleichfalls erfüllen. Das Charakteristische an ihnen besteht darin, das sie ohne Kondukteur fahren, da seine Obliegenheiten dem Kutscher übertragen werden. Sobald der Passagier eingestiegen ist, wird er durch eine Bekanntmachung im Innern des Wagens darauf aufmerksam gemacht, daß er für die Fahrt fünf Cents zu bezahlen habe. Er legt hierauf das Geld in eine Büchse, die sich neben dem Kutscherbock befindet. Hat er kein kleines Geld bei sich, so braucht er nur an einer Klingel für den Kutscher zu ziehen, der ihm bis zur Höhe von mehreren Dollars in kleinen Päckchen gewechseltes Geld einhändigt.

Damit hat das Publikum das äußerste Maß von Unabhängigkeit und Selbstherrschaft erreicht. Echt amerikanisch wäre es, wenn eines Tags auch noch der Kutscher fortfiele und dies Amt von einem Passagier freiwillig übernommen würde, der, wenn er sein Ziel erreicht hat, die Führung des Gefährtes irgend einem anderen überläßt.

Seit drei Jahren ist die Insel aber auch in ihren Tiefen für den Verkehr aufgewühlt und eine elektrische Untergrundbahn zustande gebracht worden, die sie in ihrer ganzen Länge durchzieht und sich in mehreren Zweigen verteilt. Auf einer Strecke von

fünfundzwanzig Kilometern bis jenseits des Harlem-Flusses, unter dem ein Tunnel gebaut wurde, mußten die Straßen aufgerissen, auf den verkehrsreichsten Kreuzungen eine Reihe von Wällen aufgeschüttet und Notbrücken von Holz aufgeschlagen werden. An einzelnen Stellen konnten die Fuhrwerke und Menschen nur mit äußerster Gefahr an Abgründen vorbeikommen, wo die Maschineu ächzten und hunderte von Arbeitern unausgesetzt tätig waren. Für die übrigen neun Kilometer mußten Viadukte geschaffen werden, auf denen die Bahn an den Häusern vorbeiläuft, bis sie dann wieder in einer Tunnelöffnung verschwindet. Um die entsprechenden Anschlüsse zu erreichen, hat man sogar an verschiedenen Stellen einen Tunnel über den anderen hinweggeführt. Zwei Stationen sind dabei dreiunddreißig Meter tief in den Fels gebohrt und durch Aufzüge mit der Straße verbunden worden.

In diesem Sommer 1904 ist das Werk beendigt, und vom Herbst ab wird man mit den Schnellzügen der Untergrundbahn vom Hafen bis zum Bronxpark unter den Häusern der Insel hindurchfahren können, also einen Verkehr auf drei übereinander laufenden Flächen von riesiger Ausdehnung zur Verfügung haben. Der „Subway", wie die Untergrundbahn in New-York genannt wird, besteht aus einer viergleisigen Strecke von der Battery, der südlichen Spitze der Insel Manhattan, zur

oberen Stadt, wo sie sich in zwei Linien, nach dem Osten und Westen der Stadt teilt. Da der Boden nur aus festem Gestein besteht, so mußte die mächtige, in ihrer Länge einzig dastehende Tunnelanlage aus den Gneismassen herausgesprengt werden, wodurch sich die ungeheuren Kosten des Unternehmens, — man hat die Summe von 260 Millionen Mark genannt — erklärt. New-York hat unter den Millionenstädten als erste die Hochbahn und als letzte die Untergrundbahn eingeführt, nachdem ihr London, Berlin und Paris damit vorausgegangen waren. Die Verhältnisse für ein Unternehmen dieser Art lagen in Nordamerika wesentlich anders als in Europa und geboten, zunächst in die Luft emporzustreben und dann erst in die Erde hinabzusteigen.

Das eigentliche New-York, das auf der Insel liegt, hat bei dem beständigen Anschwellen der Bevölkerung einen nicht geringen Teil über drei Flüsse hinweg an benachbarte Orte abgeben müssen, und darunter jenseits des East River eine Millionenstadt wie Brooklyn entstehen lassen. Da auch die Inseln, welche der Einfahrt in den Hafen vorgelagert sind, für den Verkehr wichtige Punkte enthalten, steht das Leben in New-York in enger Verbindung mit allem, was sich zu Wasser erreichen läßt.

Die Fluten des Hudson, East River und der Upper Bay sind den Amerikanern von Kindheit auf ein vertrautes Element, auf dem sie sich gerade so

behaglich fühlen, wie die Hamburger auf ihrer Alster. Das Wasser ist dort ebenso mit Straßen bedeckt, wie das feste Land. Der Yankee mag seinen Geschäften nachgehen oder sein Vergnügen suchen, überall kommt er alsbald an eine Stelle, wo ihm der gleichmäßige Takt der Wellen ans Ohr klingt, wo der Horizont vor seinen Augen freier wird und eine frische Briese ihn tiefer aufatmen läßt. Viele Menschen sind mit dem Wasserverkehr so verwachsen, daß man meinen möchte, sie hätten diesem Umstande viel von der Frische und Unternehmungsfreudigkeit zu verdanken, die man ihnen bei der ersten Begegnung vom Gesicht abliest. In einer halben oder dreiviertel Stunde ist man am Meeresstrande, fern von allem, was die Weltstadt täglich an Nervenkraft verzehrt, und nimmt von der unmittelbaren Berührung mit der Natur eine fröhliche Gemütsstimmung mit, die das Einerlei der Tagesarbeit als sanftes Joch erscheinen läßt.

So ist das Wasser für New-York zu einem wichtigen Erhalter des Lebens geworden, nicht nur in all dem Großen und Gewaltigen, was der Atlantische Ozean der Stadt mit den Schiffen sämtlicher Nationen an Schätzen zuträgt, sondern auch in dem täglichen Kleinverkehr von der Wohnung zur „Office“ und von dort zum Ausflug an den Strand, etwa nach Coney Island, wo zu dem Badetreiben an der herrlichen, von weichem

Sand gebildeten Küste ein Volksleben mit Schaustellungen aller Art, ein Jahrmarkt für mehrere Hunderttausend Menschen kommt, oder nach Manhattan Beach, wo die Eleganz des Lebensgenusses und die Mode mit all ihren Launen zu Hause sind.

Bei der Ueberwindung größerer Wasserstrecken mit möglichst geringem Zeitverlust hat sich der erfinderische Geist der Amerikaner wieder in seinem vollen Glanz gezeigt und Verkehrseinrichtungen getroffen, wie wir sie in dieser Ausführung und Fülle sonst nirgends wahrnehmen können. Sie begannen mit mit der Einrichtung von Dampffähren die ein ganzes Netz von regelmäßigen Verbindungen darstellen, führten dann zu Brücken, die alles bisher Dagewesene übertreffen, und sind nunmehr bei Tunnelbauten angelangt, deren Durchmesser allgemeines Erstaunen hervorrufen muß. Auf, über und unter dem Wasser wird eine ununterbrochene Verbindung für die rastlos tätige Bevölkerung geschaffen die sich nach allen Richtungen ausbreitet und dabei jedes Hindernis, das sich dem Verkehr in den Weg stellt, mit beispielloser Energie beseitigt.

Das Bild, das die Einfahrt in den Hafen von New-York bietet, ist mit Recht in allen Tonarten gepriesen worden, und doch steht der Fremde, wenn er das Ziel seiner Reise erreicht hat, im Bann des völlig Neuen und Ueberraschenden. Am letzten Tage der Ozeanfahrt erhielten wir auf dem

Lloyddampfer „Kaiser Wilhelm II." die ersten Grüße vom Lande durch eine Schar Möven, die in weitem Bogen und mit heiserem Geschrei die Masten unseres Schiffes umflatterten. Das Nantucket-Feuerschiff wurde sichtbar und empfing durch funkentelegraphische Verbindung die Nachricht, daß sich bei uns an Bord alles wohl befand. Das zweite „Lightship" auf dem langen, gelben Streifen von Sandy Hook bezeichnete das Ende der eigentlichen Meerfahrt. Weiße und rote Leuchtbojen gaben die Fahrrinne an, in der sich unser Dampfer halten mußte. Links wurden die bewaldeten Ufer von Staten Island, rechts die Seebäder von Long Island sichtbar.

Weiter steuerten wir in eine Meerenge, die Narrows, hinein und erblickten zu beiden Seiten befestigte Höhen mit aufgepflanzten Kanonen. Die Sanitätspolizei und die Post kamen uns mit flinken Dampfern entgegen. Dann stieg das wunderbare Panorama des Hafens von Newyork vor unseren Augen auf. Aus den sich verteilenden Wolken schossen die Dächer, Türme und Kuppeln der Riesengebäude empor, die an der südlichen Spitze der Insel Manhattan dicht nebeinander gepflanzt sind. Rechts schwang sich die Brücke von Brooklyn als zierlich geformte Kette über den Meeresarm durch die Luft und links ragte die Riesenfigur der Freiheit, ein Geschenk der französischen Republik zur hundert-

jährigen Gedenkfeier der vereinigten Staaten, auf einer Insel zum Himmel empor. Die stolze Frauengestalt mit der zum Aether geschwungenen Fackel als Symbol der Unabhängigkeit grüßt die Ankommenden des Nachts mit einem Lichtschein, der sich weit über die Bucht ergießt.

Während der Dampfer die Richtung nach Hoboken einschlägt, wo sich die neuen Landungsplätze für die Bremer und Hamburger Schiffe befinden, erblicken wir die großen Dampffähren, die zu jeder Tages- und Nachtzeit nach Newyork hinüberfahren und sich mit ihren rauchenden Schloten nach allen Richtungen begegnen und kreuzen. Auf beiden Seiten des Hudson sind die Ufer durch diese „Piers" eingefaßt, die wie die Zähne einer Säge hervorspringen und es selbst den größten Dampfern ermöglichen, ihre Passagiere unmittelbar ans Land zu bringen.

Die „Ferries" sind derartig eingerichtet, daß sie in ihrem mittleren Raum nicht nur Droschken und Lastwagen, sondern sogar vollbeladene Eisenbahnwagen aufnehmen können, während sie zu beiden Seiten langgestreckte Hallen mit Bänken für die Passagiere enthalten. Die Verladung vollzieht sich im Handumdrehen, und auch die Ueberfahrt geht so schnell vor sich, daß man das Ungewohnte dieser Beförderung kaum noch empfindet. Haben die Dampffähren das andere Ufer erreicht, so brauchen

sie nicht erst umzuwenden, da sie auf beiden Seiten eine offene, spitz zulaufende Fläche enthalten, die durch Riegel und Ketten mit dem Ufer verbunden wird. Die ganze Beförderung erscheint nicht umständlicher als der Verkehr auf der Straßenbahn, und man sollte annehmen, daß damit allen Bedürfnissen Rechnung getragen ist.

Man hat sich aber damit in keiner Weise zufrieden gegeben, sondern der Welt zeigen wollen, daß die Technik vor keinerlei Schwierigkeiten zurückschreckt und Dinge ermöglicht, die noch vor wenigen Jahrzehnten abenteuerlich und undurchführbar erschienen wären. An derselben Stelle, wo die Dampfer bequem in den Hudson fahren und selbst die schnellen Fahrböte immerhin eine Viertelstunde brauchen, um an das andere Ufer zu gelangen, hat man unterhalb des Stromes einen Weg für eine doppelte Tunnelanlage gefunden. Das Unternehmen wurde vor einiger Zeit vielfach besprochen und erregte ein lebhaftes Für und Wider. Dann hörte man mehrere Jahre nichts davon und viele Bewohner von New-York waren der Meinung, daß es damit noch gute Wege habe. Plötzlich erklärten aber die Ingenieure, daß sie mit ihrer Aufgabe im großen und ganzen fertig seien. Die Arbeiten unter dem Hudson hätten zu einem erfreulichen Resultat geführt, und es bedürfe nur noch der Schienenanlage, um die Eisenbahnzüge in derselben Richtung, wo jetzt die Fahr-

böte laufen, von Hoboken nach Newyork hinüberzuführen.

Etwa innerhalb eines Jahres wird man nach dem Verlassen des Ozeandampfers auf einem Elevator im Dunkel der Erde verschwinden, in wenigen Minuten unter dem Hudson hindurchfahren und im Mittelpunkt von Newyork in eine unterirdische Eisenbahnhalle einlaufen, um von dort wieder mittels eines Aufzuges den Weg ins Freie zu finden. Nachdem der Hudsontunnel durchgeführt ist, wundert sich in Amerika kein Mensch mehr darüber. Man fragt höchstens nur, weshalb man nicht schon längst auf diesen Gedanken gekommen sei.

Ebenso steht es mit der Verbindung zwischen Newyork und Brooklyn durch die berühmte Hängebrücke, die das Werk der beiden deutschen Ingenieure Röbling, Vater und Sohn, ist. Nähert man sich ihr von der Hochbahn, die mit ihr in direkte Verbindung gebracht ist, so hat man das Gefühl, in einen unübersehbaren, brausenden und dröhnenden Kessel geraten zu sein. Man weiß nicht, ob man der Menschenmenge, die in der Richtung zum East River eilt, in bewußter Absicht folgt oder von ihr dorthin geschoben wird. Mit Mühe findet man einen Ruhepunkt unter einem ungeheueren Dach, wo zwischen den eisernen Pfeilern neun oder zehn Gleise für die ein- und auslaufenden elektrischen Straßenbahnen gelegt sind. Bei jedem Schritt glaubt man sich in

Lebensgefahr zu befinden, und doch spielt sich der Verkehr glatt und sicher ab. Man steigt eine Treppe empor und gelangt auf den mittleren Teil der Brücke, der für die Fußgänger bestimmt ist. Man sieht zunächst zwei ungeheuere Pfeiler aus Granit emporragen und sie erscheinen so nah, daß man sie gleich zu erreichen hofft. Aber selbst beim rüstigen Ausschreiten scheinen sie nicht so bald dem Auge entgegenzukommen. Man wird ungeduldig und beschleunigt die Schritte, aber noch immer liegen sie trotzig vor uns. Man begreift diese Unnahbarkeit, wenn man bedenkt, daß man bei der Steigung doch nur verhältnismäßig langsam vorwärts kommt und daß die Pfeiler vom Ufer in Newyork 476 Meter entfernt sind.

Damit beginnt aber erst die eigentliche Hängebrücke, die ebenso lang ist und an vier Stahlkabeln von sechzehn Zoll Durchmesser schwebt. Setzt man den Spaziergang fort, so wiederholt sich dieselbe optische Täuschung wie vorhin bei den zwei entgegengesetzten Turmpfeilern, die längere Zeit ebenfalls unerreichbar zu sein scheinen. Daran schließt sich noch ein Weg bis zur Brooklyner Seite von fast 300 Meter Länge.

Rechnet man alles zusammen bis zu den Rampen, wo die Brücke anfängt, so erreicht man eine Gesamtausdehnung von 1826 Meter. Steht man zwischen den Pfeilern und blickt auf den East River hinunter

so hat man bei niedrigem Wasserstande ungefähr dieselbe Tiefe vor sich, als wenn man von der Plattform im Kapitäl der Berliner Siegessäule auf die Anlagen des Königsplatzes hinuntersieht. Die Konstruktion der Brücke ist derartig, daß sie neben dem Fußgängerweg noch Raum für eine zweigleisige Eisenbahn und zwei Fahrstraßen für Wagen und elektrischen Verkehr enthält. Zu beiden Seiten schießen die Waggons an dem Spaziergänger vorüber, der kaum weiß, wohin er seine Blicke zuerst richten soll. Doch schließt sich das Panorama mit allem, was sich zu Wasser und zu Lande abspielt, alsbald zu wunderbarer Einheit zusammen.

Man hat auf dem Brückenkopf durchaus das Gefühl, in der Luft zu schweben, und die zitternden Bewegungen, die sich bei einem jährlichen Verkehr von sechzig Millionen Menschen bemerkbar machen, erhöhen nur noch die Empfindung, durch eine rätselhafte Macht von jeder Verbindung mit der Mutter Erde losgelöst zu sein. Der Wasserspiegel ist, so weit man blicken kann, mit Schiffen aller Art bedeckt, die aus ihren Schornsteinen den Rauch in gekräuselten, gewundenen und geschlängelten Linien aufsteigen lassen. Rechts und links drängen sich die Straßenzüge von Newyork und Brooklyn an das Ufer heran. Nach Süden zu öffnet sich der Hafen, von wo die Statue der Freiheit aus dem Wasser zu uns in majestätischer Weise hinaufgrüßt. Selbst die Inseln,

die dem Hafen vorgelagert sind, lassen sich deutlich unterscheiden, und in noch weiterer Ferne verschwimmen die Höhenzüge, die den Lauf des Hudson begleiten. Und das alles kann man noch einmal in ganz veränderter Stimmung und Beleuchtung am Abend genießen, wenn ungezählte tausende Lichter auf den Schiffen, an den Ufern und in den Häusern aufblitzen und dazu Mond und Sterne über diesem unabsehbaren Gesichtskreis die mannigfachsten Beleuchtungseffekte erstehen lassen.

Die zwanzig Jahre, die seit der Eröffnung der Brooklyner Brücke verflossen, sind für amerikanische Verhältnisse eine Ewigkeit, und was damals als Wunder der Welt erschien, wird und muß in der Gegenwart weit übertroffen werden. Immer gewagtere Probleme, über den East River dem Verkehr neue Wege zu erschließen, sind ersonnen und nicht nur auf dem Papier gelöst worden. Gegenwärtig hat man drei neue Brücken gebaut oder in Angriff genommen, und für jede von ihnen zwischen elf und achtzehn Millionen Dollars ausgeworfen. Eine von ihnen, die Williamsburg-Brücke, die soeben fertiggestellt wurde, ist 2200 Meter, die zweite nach Blackwells Island genannt, 2271 und die dritte, die Manhattanbrücke, an der man seit drei Jahren arbeitet, gar über 3000 Meter lang, also so weit wie der Weg vom berliner Bahnhof Friedrichstraße nach Station Bellevue. Sie wird für sechs Eisenbahn- und

Straßenbahngeleise, auf zwei Fahrstraßen und zwei Fußgängerwege eingerichtet sein. Aber auch diese Unternehmungen hält man nicht mehr für ausreichend, Long Island, wo Brooklyn liegt, mit dem Festlande zu verbinden, sondern hat den Bau von vier eingleisigen Tunnels unter dem East River fest beschlossen.

So hat das Zusammenströmen der Bevölkerung in Newyork dazu geführt, daß nicht nur innerhalb der einzelnen Stadtgebiete, sondern auch über Flüsse und Meeresarme die Entfernungen aufgehoben werden. Romanphantasien im Stile von Jules Verne scheinen angesichts dessen, was hier erreicht ist oder sich vorbereitet, zur Wirklichkeit zu werden. Wasser und Land verschmelzen von den westlich gelegenen Piers in Hoboken bis zu den Küsten von Long Island im Osten, von der Freiheitsstatue im Süden bis zu den Waldungen des Bronx Parks im Norden immer mehr zu einer Verkehrseinheit. In diesem gewaltigen Bezirk lassen sich die Menschen bis zur äußersten Entfaltung geistiger und materieller Kraft von dem Gedanken leiten, daß ihrem Unternehmungsgeist keine Schranken gezogen sind und daß die Bahn für jeden offen steht, der bei diesem verlockenden Wettkampf zu Grunde gehen oder einen Preis erringen will.

Beim Präsidenten der Vereinigten Staaten.

Washington, 21. April.

Die Persönlichkeit Theodore Roosevelts hat in jüngster Zeit nicht nur auf die Amerikaner, sondern auf die politischen Empfindungen aller Völker eine seltene Anziehungskraft ausgeübt. Man sieht in ihr die Verkörperung des modernen Geistes, der dem öffentlichen Leben in den Vereinigten Staaten sein Gepräge aufzudrücken, den Gleichdenkenden als Führer zu dienen und die Widerstrebenden mit magnetischer Gewalt an sich zu ziehen weiß. Man hört seinen Namen überall, wo man sich aufhalten mag, in der Gesellschaft, auf der Eisenbahn, in den Konversationssälen der großen Hotels. Die Zeitungen widmen ihm lange Spalten, und die Verleger überbieten sich mit der Veröffentlichung von Büchern, in denen der Präsident von den verschiedensten Parteistandpunkten als Staatsmann wie in seinem Privatleben bis zur

blendenden elektrischen Beleuchtung seiner Verdienste geschildert wird.

Schon jetzt wirft die Wahl des Mannes, dem das amerikanische Volk im November die Leitung seiner Geschicke anvertrauen will, breite Schatten voraus. Wird Roosevelt sich auch im Herbst dieses Jahres auf seinem Posten behaupten oder einem andern weichen müssen? Die Beantwortung dieser Frage entzieht sich jeder Berechnung im Lande der seltsamsten Ueberraschungen, wo alles beim alten bleiben, aber plötzlich auch eine neue Größe auftauchen und die Dinge von Grund aus über den Haufen werfen kann.

Einen solchen Mann persönlich kennen zu lernen ist schon allein die fünfstündige Reise von New-York nach Washington wert. Aber die Bundeshauptstadt der Vereinigten Staaten hat auch sonst so viel anziehendes, daß man ihr gern einen Besuch abstatten wird, wenn man sich in den Eigentümlichkeiten des amerikanischen Lebens ein wenig zurechtgefunden und das viele fremdartige, dem man begegnet, als etwas charakteristisches und berechtigtes schätzen gelernt hat.

Gemahnt New-York an die jugendlich aufstrebende Kraft und Entwicklung von Berlin, so ist man unwillkürlich geneigt, Washington mit Potsdam zu vergleichen. Ueberall ragt auf den sauber asphaltierten Straßen, die zu beiden Seiten mit blühenden Bäumen

geschmückt sind, auf den schmucken Plätzen, wo sich hochragende Denkmäler erheben, die freundliche Natur in das Leben und Treiben hinein und gibt ihnen einen Charakter von Ruhe und Vornehmheit, der nach der fieberhaften Erregung von New-York auf die Empfindung des Spaziergängers wie wohltuender Balsam wirkt.

In der Luft schimmert der Abglanz der weißen, monumentalen prächtigen Gebäude, die mit ihren mächtigen Kuppeln und Säulengängen den griechischen Stil auf amerikanischem Boden wieder aufleben lassen. Auf der Hauptverkehrsader von Washington, der Pennsylvania Avenue, treten uns an dem einen Ende die schönen Kuppeln des Kapitols, wo die Volksvertretung der Vereinigten Staaten ihren Sitz aufgeschlagen hat, und der herrlichen, in ihrer Weise unvergleichlichen Kongreßbibliothek, auf dem andern das Bundesschatzamt und das „weiße Haus" des Präsidenten entgegen, die uns ebenfalls das „Land der Griechen mit der Seele" suchen lassen.

Im Kapitol stellte sich mir Herr Barthold, von Geburt ein Deutscher, der aber in Nordamerika eine zweite Heimat gefunden hat, in liebenswürdiger Weise als Führer zur Verfügung. Als gewandter Journalist gewann er durch die vorurteilslose Beurteilung der öffentlichen Zustände alsbald ein solches Ansehen, daß er als Vertreter von St. Louis in das Repräsentantenhaus gewählt wurde, wo er sich durch

sein treues Festhalten an republikanischen Gesinnungen auszeichnete und gleichzeitig Gelegenheit hatte, für die Weltausstellung erfolgreich tätig zu sein. Er machte mich auf die herrliche Lage des Kapitols mit seiner majestätisch aufsteigenden Kuppel aufmerksam, die nicht, wie bei dem Reichstagsgebäude in Berlin, in das Bauwerk hineinzusinken droht, sondern himmelanstrebend aus ihm herauswächst.

Von der Anhöhe, auf welcher das Kapitol errichtet ist, und den Parkanlagen, die es umgeben, schweifte der Blick über die Stadt und die Ufer des Potomac. Von der Kolossalstatue George Washingtons, die sich gegenüber dem Haupteingang erhebt, eilte unsere Betrachtung zu den Gruppen, die auf den Treppenwangen vor den drei säulengetragenen Vorhallen angebracht sind und an die Entdeckung und Besiedelung Amerikas erinnern, während die Reliefs im Giebelfeld den Genius und die Zivilisation der Vereinigten Staaten vergegenwärtigen. An den Bronzetüren, die das Leben von Christoph Columbus veranschaulichen, und den Statuen des Friedens und des Krieges schritten wir vorbei und betraten die mächtige Rotunde, die mit historischen Bildern und Fresken geschmückt ist, um zu einem halbrunden Saal zu gelangen, der mit Monumenten berühmter, um ihr Vaterland verdienter Amerikaner versehen ist.

Wir wohnten dann einer Sitzung im Repräsentantenhause bei, die viel Interessantes bot, weil sie

zeigte, mit welcher Gewandtheit und Leidenschaftlichkeit in Amerika die parlamentarischen Debatten geführt wurden. Die Frage, die zur Erörterung kam, hatte an sich nichts Aufregendes, denn es handelte sich um die Beratung des Marineetats, bei dem man an Ueberraschungen irgendwelcher Art kaum denken konnte. Plötzlich erhob sich aber ein hoch gewachsener, muskulöser Abgeordneter von seinem Sitz und fing an gegen seine parlamentarischen Feinde mit einer solchen Energie und Ausdauer Sturm zu laufen, daß man glauben konnte, es handle sich dabei um Leben oder Tod der Vereinigten Staaten. Einen solchen elementaren Ausbruch von Pathos, scharf eindringender Kritik und blutiger Ironie, wie er bei dieser Gelegenheit erfolgte, hätte ich kaum für möglich gehalten. Der Redner zitterte am ganzen Körper, seine Stimme bebte vor verhaltener Wut und seine geballten Fäuste schlugen dröhnend auf den Tisch hernieder, als ob er seinen Gegner tatsächlich erschlagen wollte. Und trotz alledem fühlte man, daß der Redner sein Temperament jeden Augenblick in der Gewalt hatte, sich zu keiner persönlichen Beleidigung hinreißen ließ, sondern nur einer Idee, die er hochhielt, dienen wollte, ohne die Gesinnung eines Gentlemans jemals vermissen zu lassen.

Die Kongreßbibliothek stellt ohne Frage das Schönste, Prachtvollste und Zweckmäßigste dar, was auf der ganzen Welt für die Aufbewahrung und

Benutzung gewaltiger Büchermassen zu wissenschaftlichen Zwecken jemals geschaffen worden ist. Das gewaltige, aus Granit errichtete Gebäude, das vier Höfe umschließt, enthält in seinem Innern eine solche Fülle von Skulpturen, Malereien und Dekorationen in jeder nur denkbaren Form und Farbe, daß der Besucher im ersten Augenblick geradezu verwirrt und betäubt wird. Man wandelt über Treppen, Korridore und Gallerien ohne Ende und stößt überall auf künstlerische Erinnerungen an die geistigen Errungenschaften, durch welche die Menschheit den jetzigen Stand der Kultur erreicht hat.

Wunderbar ist vor allem der Anblick, den der herrliche Lesesaal von der Gallerie gewährt, die sich unter der Kuppel kreisförmig hinzieht. Die Halle, in welcher Sitze für etwa dreihundert Personen enthalten sind, wirkt feierlich und groß wie das Innere eines Gotteshauses. Schreitet man die Brüstung der Gallerie ab, so grüßen uns sechzehn Bronzestandbilder großer Dichter und Denker aus allen Jahrhunderten, und in dem Saal selbst schimmert es von dunklem, rotem und gelbem Marmor, während das Tageslicht durch bunte Glasfenster in den Saal eindringt oder die elektrische Beleuchtung den Raum abends vergoldet.

Von dem Aufbau in der Mitte, wo die Beamten der Bibliothek ihre Sitze haben, gehen die Bestellungen auf pneumatischem Wege, also in der-

L. of C.

selben Weise wie unsere Rohrpostbriefe, in die verschiedenen Abteilungen der Bibliothek, von wo die verlangten Bücher durch elektrisch betriebene Aufzüge und Tunnel von ihren Regalen nach dem Saal geschafft werden. Durch einen vierhundert Meter langen Tunnel sind die Lesesäle des Kapitols und der Kongreßbibliothek mit einander verbunden, so daß die Mitglieder beider Häuser jeden Augenblick die Bücher, die sie einsehen wollen, zur Hand haben.

Ich überzeugte mich selbst davon, wie schnell sich die Herausgabe eines verlangten Werkes vollzieht. Nachdem die Anfrage mittels eines Zettels erfolgt war, der durch die Röhren der pneumatischen Leitung flog, kam bereits nach einer Minute die Antwort zurück, daß das Verlangte vorhanden sei. Dann vergingen nicht mehr als drei Minuten, bis in dem Elevator neben dem Platz des Bibliothekars ein eiserner Kasten emporstieg, in dem das gewünschte Buch zur Benutzung bereit lag. Die Bibliothek, die schon jetzt über eine Million Bände umfaßt, ist derartig verschwenderisch eingerichtet, daß der Bücherbestand ohne Mühe verdreifacht werden kann.

Die Räumlichkeiten für Zeitschriften und Zeitungen aller Völker und Sprachen sind ebenso vorzüglich eingerichtet wie die Säle, in denen seltene Handschriften und Buchausgaben ausgelegt sind. Immer neue und seltene Bücherschätze wandern von Europa

über das Meer zur Congreß Library, die in jeder Beziehung eine Musteranstalt genannt werden darf und ihres Gleichen nur in der Nationalbibliothek finden dürfte, die gegenwärtig in New-York an der fünften Avenue gebaut wird.

Die ganze Stadt wird von dem Washington-Obelisk beherrscht, der nächst dem Münster in Ulm das höchste aus Stein aufgeführte Bauwerk der Welt ist und durch seine einfache Größe und Erhabenheit immer wieder überrascht. Dieser Eindruck bleibt derselbe, ob man das Denkmal aus weiter Ferne im Wechsel der Tagesbeleuchtung betrachtet, oder sich von dem Elevator in wenigen Minuten auf seine Höhe tragen läßt, von der man einen prächtigen Rundblick über die Stadt und ihre weitere Umgebung genießt. Jenseits des breiten Silberbandes, das der Potomac um Washington schlingt, erblickt man den nationalen Friedhof, auf dem mehr als sechzehntausend Soldaten zu ewigem Schlaf gebettet sind und das ehemalige Wohnhaus des Generals Robert Lee, des Anführers der konföderierten Staaten, sichtbar wird.

Zu einem weiteren ungemein lohnenden Ausflug ladet uns Mount Vernon, die Heimat Washingtons, ein, wohin ein Dampfer in anderthalb Stunden hinfährt und wo man die Wohnräume des großen Freiheits- und Volkshelden, die Sarkophage des Generals und seiner Gattin sowie eine Menge Er-

innerungen an sein Privatleben bis auf die alten, von ihm selbst gepflanzten Bäume findet. Eine ergreifende und rührende Stätte der Erinnerung, an die jeder Amerikaner nur mit tiefer Ergriffenheit denkt.

Unsere Botschaft befindet sich in einem schlichten Hause der Massachusetts-Avenue, das schon lange nicht mehr der Bedeutung und dem Ansehen des deutschen Reiches entspricht. Gerade für unsere Stellung in den Vereinigten Staaten ist es ein unabweisbares Bedürfnis, daß unser Vaterland für seinen obersten Vertreter ein Heim besitzt, das auch äußerlich ins Auge fällt und über eine genügende Anzahl Repräsentationsräume verfügt, wie sie in diesem Hause leider nicht zu finden sind. Rußland und Frankreich sollen in nächster Zeit in palastartigen Gebäuden einquartiert werden, und Deutschland darf auch in dieser Hinsicht nicht zurückbleiben. Ein Speisesaal, in dem man nicht mehr als zweiundzwanzig Personen setzen kann, kleine, von Licht und Luft abgeschlossene Räume, in denen unsere Beamten ihre Geschäfte erledigen müssen, das vollständige Fehlen von Gemächern, in denen man Gäste von Rang und Stellung beherbergen kann, machen diese Forderung zu einer unabweisbar notwendigen.

Bei einem Besuch, den ich diesem Hause abstattete, erfuhr ich zu meiner besonderen Befriedigung, daß der deutsche Botschafter mich am Tage darauf dem Präsidenten der Vereinigten

Staaten selbst vorstellen wollte. Man weiß allerdings, daß dieser zugänglicher ist, als es einem Staatsoberhaupt in Europa möglich erscheint, daß er täglich oft hunderten von Leuten die Hand drücken muß. Dabei handelt es sich aber meistens um Begrüßungen, bei denen die Vorstellung innerhalb weniger Augenblicke erledigt ist. Unser Besuch beim Präsidenten Roosevelt sollte aber über eine Viertelstunde dauern und uns den merkwürdigen Mann in der ganzen Eigenart und Abgeschlossenheit seiner Persönlichkeit zeigen.

Von der Wohnung des Präsidenten im weißen Hause sagt Münsterberg in seinem gehaltvollen Werk „Die Amerikaner", daß sie bis zu Roosevelts Regierung ein drolliges Gemisch von kahlem Amtslokal, philisterhafter Privatwohnung und kalten Empfangsräumen gewesen sei, während sie heute einen schmucken Palast mit mancher feinen künstlerischen Wirkung darstelle.

Das Bureau des Präsidenten bildet dagegen einen ungemein schlichten Raum in dem westlichen einstöckigen Anbau des weißen Hauses. Aeußerlich läßt nichts darauf schließen, daß innerhalb dieser Wände täglich wichtige Entschließungen für das Wohl eines der mächtigsten Völker gefaßt, unzählige Briefe und Telegramme nach allen Punkten des Erdballs abgefertigt und eine kaum zu übersehende Menge von Leuten empfangen werden. Man

erscheint dort in jeder beliebigen Toilette, meist so, wie man bei guten Freunden einkehrt, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. An der Schwelle lauern die Reporter, um sich mit dem Papierblock in der Hand auf jeden zu stürzen, der das Zimmer des Präsidenten verlassen hat und ihnen für ihre Zeitung etwas Interessantes erzählen kann.

Im Vorraum sieht es nicht viel anders als bei einem stark beschäftigten Rechtsanwalt aus. Auf einem langen viereckigen Tisch liegen allerlei Akten und Briefschaften bunt durcheinander. Ein älterer graubärtiger Herr, Kapitän Löffler, von Geburt ein Deutscher, nötigt uns zum Sitzen, fragt den deutschen Botschafter nach seinen Sommerplänen, und betrachtet neugierig dessen Begleiter, den er über seine in Amerika empfangenen Eindrücken ausforscht. Es sind aber kaum zwei oder drei Minuten vergangen, so vernehmen wir hinter uns das Geräusch einer sich öffnenden Tür, und wie wir uns umdrehen, steht Theodore Roosevelt vor uns.

So erscheint er nun vor mir, der merkwürdige Mann, der mit Recht für die stärkste, eigenartigste und wohltuendste Verkörperung des amerikanischen Geistes gilt, ein Abkömmling jener alten, aus Holland eingewanderten Familien, die Washington Irving in seinem fröhlichen Buche über die „Knickerbockers" so reizend charakterisiert hat, der Sohn eines tüchtigen Vaters, der seinen Besitz zur Ausführung menschen-

freundlicher Ideen benutzt hatte. Auf der Harvard-Universität in Boston hat sich Roosevelt ein reiches positives Wissen angeeignet, eifrig geschichtliche Studien getrieben und einen tiefen Einblick in die sozialen Bewegungen der Gegenwart gewonnen. Zu gleicher Zeit bereiste er die Vereinigten Staaten und war nicht nur in den großen Städten, sondern auch mit der Flinte in der Hand im Urwald und in der Gesellschaft der Cowboys zuhause.

Mit siebenunddreißig Jahren war er in seiner Vaterstadt Newyork Polizeidirektor und als solcher in der Lage, seinen Anschauungskreis und seine Menschenkenntnis nach allen Richtungen zu erweitern und im Gefühl ernster Verantwortlichkeit zum Wohle der Bevölkerung schwierige Entschlüsse zu fassen. Waren die Dienststunden beendigt, so sah man Roosevelt in seinem Arbeitszimmer über Bücher und Manuskripte gebeugt, wie einen deutschen Gelehrten, dessen Welt die Studierstube ist. Aber was er las, dachte und schrieb, bildete die geistige Gymnastik des Politikers, der die Gegenwart aus der Vergangenheit zu begreifen suchte und ebenso Großes leisten wollte, wie die genialen amerikanischen Staatsmänner früherer Zeit, zu denen er voll Bewunderung emporblickte.

Mit seinen Büchern förderte er keine trockene Schmökerweisheit, sondern eine lebendig fortwirkende Kraft für alle zu Tage, die nach frischer, moderner Bildung strebten. Dem engern Kreise seiner Mitbürger

schenkte er eine großzügige „Geschichte von New-York", allen seinen Landsleuten Lebensbeschreibungen großer Männer, die sich um die Entwicklung der Vereinigten Staaten verdient gemacht hatten, den Politikern gehaltvolle Aufsätze über Fragendes öffentlichen Lebens, und erzählte den Jagdliebhabern, was er fern von den Stätten der Kultur als Waidmann auf einsamen Streifzügen im Westen erlebt hatte. Mit neunundbreißig Jahren befand er sich als Unterstaatssekretär der Flotte bereits im Mittelpunkt eines unabsehbaren Wirkungskreises.

Als der spanische Krieg ausbrach, sprang er von seinem Schreibtisch auf und trat als Oberstleutnant in das Regiment der „Rauhreiter" ein, wo Arm und Reich, Hoch und Niedrig einmütig neben einander standen und nur von dem Gedanken beseelt wurden, mit den Waffen in der Hand für die Ehre des Vaterlandes einzustehen. Unvergeßlich hat es sich den Nordamerikanern in der Erinnerung eingeprägt, wie er mit der Fahne in der Hand auf Cuba die Anhöhen von San Juan emporritt und von der Sonne des Ruhmes verklärt als Oberst in New-York einzog, um Gouverneur seines Heimatsstaates, hierauf Vizepräsident und nach dem Tode Mac Kinleys dessen Nachfolger als höchster Beamter der Republik zu werden. Ich denke daran, wie mein verstorbener Freund, der berühmte russische Schlachtenmaler Wereschtschagin, ihn als „rough

rider“ auf Cuba gemalt hat, und all diese Einzelheiten, die ich vom Präsidenten weiß, tauchen in meiner Phantasie blitzschnell auf während Roosevelt uns die Hand entgegenstreckt.

Die Türeinfassung wirkt wie ein Rahmen, der Mann, der ein paar Sekunden seine Besucher ruhig betrachtet, wie ein von Lenbach gemaltes Porträt. Man sieht einen Kraftmenschen, einen Athleten vor sich, von dem man sofort annimmt, daß er in jeder körperlichen Fertigkeit, vor allem beim Reiten und Ringen, eine staunenswerte Ueberlegenheit zeigen muß. Der herkulisch gebaute Körper bewegt sich leicht und elegant, ist frei von jeder unbequemen Fülle. Das kurz geschnittene Haar ist schwach gekräuselt und läßt die mächtige Schädelbildung erkennen. Während der Präsident die Stühle für uns zurechtrückt und sich rückwärts wendet, um die Tür nach dem Vorzimmer zu schließen, fällt uns die erstaunliche Bildung seines ausdrucksvoll und breit hervortretenden Nackens auf. Kraft und entschlossener Wille sind das erste und unmittelbarste, was wir von diesem Gesicht ablesen, ohne daran zu denken, ob diese Züge schön oder häßlich zu nennen sind.

Kinn und Kiefer treten, ohne durch einen Bart verdeckt zu werden, mächtig hervor wie bei einem Mann, dessen Sinnenleben stark entwickelt ist und doch wieder von geistiger Energie bezwungen wird. Um den Mund, dessen Oberlippe einen kurz gestutzten,

struppigen Schnurrbart zeigt, zuckt es von Nervosität, Leben und Spannkraft. Man glaubt es zu sehen, wie dieses Gehirn seine Ideen erzeugt, wie diese Lippen nicht ohne Gewaltsamkeit die charakteristischen Worte herauspressen.

Der Präsident liebt es, wenn er auf ein neues Thema zu sprechen kommt, eine Pause zu machen, die großen, leidenschaftlichen Augen, die hinter den goldgefaßten Gläsern seines Pincenez fast unheimlich funkeln, seltsam zusammenzukneifen, den Mund groß zu öffnen und dabei zwei Reihen starker, wunderbar schöner und sorgfältig gepflegter Zähne zu zeigen, wie man sie selbst in Amerika, wo man auf die fehlerlose Beschaffenheit dieses Schmucks mit Recht stolz ist, selten zum zweitenmal antreffen dürfte.

Man möchte sagen, daß Roosevelt die Worte beiße, so scharf, klar und ausdrucksvoll kommen sie aus seinem Munde hervor. Auch den Höflichkeitswendungen sucht er die Wucht seiner Persönlichkeit zu geben, um sich dann schnell zu einem Ideengang aufzuschwingen, bei dem nichts verschwommen ist, sondern alles einer breit flutenden Ueberzeugung entspricht.

Nach den ersten Begrüßungsworten nahm er die Gelegenheit wahr, sich zu mir über unsern Botschafter, der ihm mit ungekünstelter Bescheidenheit zuhörte, in schmeichelhaften Ausdrücken zu äußern.

„Deutschland kann stolz darauf sein," ließ sich

Roosevelt vernehmen, „in Washington einen Vertreter wie den Baron Speck von Sternburg zu besitzen. Ich bin immer der Ueberzeugung gewesen, daß ein Gesandter innerhalb der Nation, zu der er berufen wurde, Land und Leute gründlich kennen, daß er sich nicht nur auf die Behandlung politischer Fragen verstehen, sondern das geistige Leben, das ihm in der Fremde entgegentritt, gerade so schätzen und lieben müsse wie das seiner Heimat. Ihr Botschafter hat sich in dieser Beziehung aufs allerbeste bewährt, sich als wirklicher Kenner amerikanischer Verhältnisse gezeigt und mit seiner ungewöhnlich rednerischen Begabung seinen Standpunkt kluger und taktvoller Vermittlung für breite Kreise erkennen lassen. Amerika und Deutschland haben dieselben politischen und sozialen Bewegungen durchzumachen und die Behandlung der einschlägigen Fragen unterscheidet sich nur durch Ihre monarchische und unsere republikanische Regierungsform. Wir müssen uns natürlich von unsern eigenen Verhältnissen leiten lassen und die Staatsangelegenheiten auf unsere Weise erledigen. Manchmal besser, manchmal — schlechter als bei Ihnen", bemerkte er lächelnd.

Auf meine Bemerkung, daß das Ziel meiner Reise die Weltausstellung in St. Louis sei, betonte der Präsident den deutschen Einfluß, der sich in vielen großen Städten der Vereinigten Staaten geltend mache und der eine aufmerksame und un-

parteiische Würdigung verlange. Roosevelt hatte gerade in den letzten Wochen den Besuch vieler deutschen Gelehrten empfangen und sich mit ihnen über den Austausch wissenschaftlicher Ideen diesseits und jenseits des Atlantischen Ozeans ausgesprochen.

Unsere Unterhaltung wurde englisch geführt und der Präsident überraschte uns durch eine Fülle feiner und eigenartiger Wendungen, die er in seiner Muttersprache ausprägte. Er hat sich bei früheren Gelegenheiten aber auch deutsch zu verständigen gewußt mit jenem suchenden und tastenden Geist, der strenge darüber wacht, daß dem klar Erkannten auch das richtige Wort entspricht.

Der Amerikaner ist der geborene Redner, dem es leicht wird, seiner Meinung volle Accente zu leihen, und der das Echo kräftig einsetzender Anerkennung braucht. Er versteht es aber auch gut zuzuhören, dem andern die Zunge zu lösen und ihn zu frischen Gedanken anzuregen. Roosevelt verbindet diese beiden Eigenschaften des Amerikaners in mustergiltiger Weise. Er versteht es, die Rede kraftvoll zu steigern, hütet sich aber vor Ueberschwänglichkeiten, und wenn man einen Superlativ erwartet, der vor ruhiger Prüfung vielleicht nicht Stich halten könnte, erfolgt bei ihm sicher eine unerwartete und gerade deshalb überaus eindrucksvolle Abschwenkung zum Humoristischen. Das starke geistige Leben dieses Mannes scheint sich dabei innerlich zu erfrischen,

wenn sich die Augen bis zum schelmisch lauernden Zwinkern verkleinern und der stark sinnliche Mund mit den frischen wulstigen Lippen feinere Linien annimmt.

Roosevelt gab der Unterhaltung plötzlich eine ganz andere Wendung, indem er von seiner und seiner Familie Vorliebe für die deutsche Volkspoesie sprach, wie sie sich namentlich im Mittelalter entwickelt hatte. Er war stolz darauf, unser herrliches Nibelungenlied nicht nur seinem Inhalt nach genau zu kennen, sondern in wichtigen Abschnitten auswendig zu wissen. Er überzeugte uns davon durch mehrere Zitate, die er geschickt in die Unterhaltung einflocht. „Die Liebe für die deutsche Sagen- und Märchenwelt hat meine Familie gleichsam mit der Muttermilch eingesogen!" äußerte er mit Nachdruck. Auch von anderer Seite erfuhr ich, daß der Präsident dieses Thema gern berührt und auf die innerliche Verwandtschaft zwischen den homerischen und deutschen Heldengesängen hinweist.

Ein leichtes Rücken mit dem Stuhl erinnerte uns daran, daß wir die Zeit, die der Präsident uns zur Verfügung stellen wollte, bereits überschritten hatten. Wieder erfolgte der kräftige, echt amerikanische Händedruck, mit dem wir zu Anfang begrüßt wurden. Die Tür des Kabinetts öffnete sich vor anderen Besuchern, und als wir wieder im Vorraum standen, hielten uns die Reporter fest, die wir mit einigen allgemeinen Bemerkungen abfertigten.

„Ich halte den Präsidenten", meinte der deutsche Botschafter, als wir in seinen Wagen stiegen, „nicht nur für eine Persönlichkeit von hervorragender politischer Begabung, sondern auch für einen durchaus offenen und aufrichtigen Charakter. Das Beispiel, das er damit gibt, macht sich im öffentlichen Leben Amerikas überall wohltuend bemerkbar."

Zwei Stunden darauf lag auf dem Schreibtisch meines Zimmers im New Willard Hotel ein Porträt des Präsidenten, das seine ausdrucksvollen, männlich ernsten Züge vortrefflich wiedergab und mit der Unterschrift: „with regards of Theodore Roosevelt" versehen war.

Die Weltausstellung in St. Louis.

Erste Eindrücke.

Man verzichte darauf, die Weltausstellung in St. Louis mit dem Mississippi, dem „Vater der Gewässer", an welchem die Stadt liegt, in unmittelbaren Zusammenhang zu bringen. So romantisch und reizvoll es sich ausnehmen würde diese beiden Vorstellungen, den uralten mächtigen Strom und die neu entstandene, an Wundern und Ueberraschungen reiche Schöpfung vereinigt zu denken, müssen wir sie in Wirklichkeit doch von einander trennen. Die landschaftlich schönsten Patien des Mississippi mit hohen Ufergeländen und Felsen liegen stromaufwärts bis St. Paul, während der Fluß sich von St. Louis an, nachdem er den Missouri in sich aufgenommen hat, durch flaches Schwemmland bewegt. Sein Wasser ist trüb und schmutzig gelb, fast so lehmfarbig wie das des Yant-se-kiang. Imponierend wirkt er dagegen durch seine

Breite und sein rasches Gefäll, das in diesen Frühlingstagen wieder einmal einen bedrohlichen Charakter angenommen hatte. Der Fluß, von dem die Stadt in drei Terrassen aufsteigt, schwoll so mächtig an, daß er plötzlich dreißig Fuß über seinem gewöhnlichen Niveau stand. Die Kais waren überschwemmt und für die Bergung von Warenim Wert von Millionen, sowie für viele hunderte von Menschen mußten in aller Eile geeignete Vorbereitungen getroffen werden.

Von der St. Louisbrücke, die sich in zwei Stockwerken, mit einem untern für die Eisenbahn, einem oberen für Fahr- und Fußverkehr in drei Stahlbogen gegen neunzehnhundert Meter lang hinzieht, konnte man stromauf- und abwärts eine fesselnde Aussicht auf die gewaltigen, vorwärts treibenden Fluten mit ihrem rastlosen Schiffsverkehr genießen. Täglich fuhren die für Amerika charakteristischen Flußdampfer, die mehrere Etagen über einander gebaut und mit jedem wünschenswerten Luxus eingerichtet sind, mit vielen Passagieren besetzt hinaus, um ihnen das Schauspiel der wachsenden Flut mit den heranstürmenden, über einander schlagenden Wogen und den Anblick einer Anzahl soeben eingetroffener Kriegsschiffe zu verschaffen.

An der Uferstraße herrscht das Geschäftstreiben der eintreffenden Dampfer, der herbei- und hinausgeschafften Waren der Kommissionshäuser vor, wie

sie zum Mittelpunkte eines so bedeutenden Handels mit Produkten aller Art gehören. Die Luft ist in diesen Gegenden mit feinem Kohlenstaub erfüllt, der sie nur selten klar erscheinen läßt, in die Wäsche und Kleider dringt und zu Husten und Erkältungen reizt. Die Geschäftshäuser gruppieren sich für die Käufer bequem und übersichtlich. In der ersten und zweiten Straße am Ufer drängt sich alles zusammen, was zum Verkehr auf dem Fluß gehört. In der dritten Straße reihen sich die Versicherungsgesellschaften aneinander, in der vierten folgen die Bankgeschäfte. Die lange Olivestreet gehört dem Kleinhandel, die Washington Avenue dem Großhandel an. Der Broadway, welcher die fünfte Straße bildet, ist der Mittelpunkt des Ladenverkehrs. Man findet sich leicht zurecht in diesem eifrigen und nüchternen Geschäftsleben, das redlich vorwärts strebt, um sich den Rang größerer städtischer Gemeinwesen zu verdienen, und nach New-York als einem unerreichten Ideal emporblickt.

Fährt man dagegen mit der elektrischen Bahn, dem Mississippi abgewendet, eine gute Dreiviertelstunde durch die Straßen, so verändert sich das Bild der Stadt allmählich in seinem Charakter völlig. Die Luft wird reiner, der Himmel klarer, die Straßen gewinnen an Breite und Sauberkeit. Der Villencharakter tritt in freundlicher Weise hervor und beherrscht allmählich die ganze Gegend so sehr, daß

einzelne große Teile zu Squares abgesondert, mit reizenden Gartenanlagen versehen und mit kleinen schmucken Häusern für einzelne Familien bedeckt werden. Stundenlang dehnen sich diese Avenuen mit den massiv gebauten, rot oder grau schimmernden Villen, den lauschigen Erkern und Portalen, den freundlichen Treppenaufgängen inmitten von grün bewachsenen Gärten und Plätzen aus.'

Dann öffnet sich, immer in westlicher Richtung, die Aussicht ins Freie, und der Forest-Park, unter den gefälligen Anlagen dieser Stadt in St. Louis weitaus die größte, liegt in seiner ganzen Ausdehnung vor uns. Ein Teil dieses Parkes, der früher nicht umsonst „The Wilderniß" hieß und von der Hand des Gärtners unberührt geblieben war, sodaß man an einen prächtigen Urwald denken konnte, wurde zum Ausstellungsgebiet erwählt. Ganze Wälder wurden niedergelegt, Sümpfe ausgetrocknet, Gebüsche, die so ineinander verwachsen waren, daß kein Mensch durch sie einen Weg zu finden vermochte, ausgerodet. Hier konnte man sich nach allen Richtungen ungehindert ausdehnen und in der Freiheit der architektonischen Bewegung innerhalb einer reizvollen Landschaft nach einem Ersatz für die Szenerie der Ausstellung von Chicago am Michigansee und der malerischen Seineufer in Paris suchen.

Es bildet vor allem den Stolz der Bewohner von St. Louis, daß ihre Weltausstellung an Umfang

alles weit aus übertrifft, was Menschenkräfte auf diesem Gebiete jemals zustande gebracht haben. In das große Parallelogramm, das aus dem Forestpark herausgeholt und mit der schimmernden Pracht von Palästen aller Art bedeckt wurde, hätte man die erste Weltausstellung in London vom Jahre 1851 zwölfmal, die Pariser von 1867 siebenmal und den sinnbetäubenden Jahrmarkt, der im Sommer 1900 an der Seine abgehalten wurde, zweimal hineinstellen können. Die Weltausstellungen von Philadelphia 1876 und Chicago 1893 übertrafen zusammengenommen an Umfang nur wenig das Gebiet der jetzigen Ausstellung in St. Louis. Es umfaßt mehr als zweitausend preußische Morgen, kommt also einem stattlichen Rittergut bei uns gleich.

Den ersten schönen Tag, an dem die sumpfigen Wege wieder einigermaßen trocken und fest geworden waren, habe ich zu einer Rundfahrt durch das gesamte Ausstellungsgebiet benutzt, die einzelnen Gebäude im Innern nur ganz flüchtig betrachten können und trotzdem mit dem flinken Wagen nicht weniger als sechs Stunden gebraucht. Immer neue Straßenzüge und Gruppen von großen und kleinen Palais treten dem Beschauer dabei entgegen. Wenn er am Ende dieser aus der Erde gestampften Stadt angelangt zu sein glaubt, wachsen neue Flächen und Höhen, Schaustellungen für Landwirtschaft, Forstkultur und Mineralogie von schwer zu übersehendem

Umfang, Staatengebäude, ein ganzes Dorf, das Land und Leute der Philippinen darstellen soll, ein weit ausgedehntes Gebiet für olympische Spiele, sowie wild wuchernde Baum-, Strauch- und Rasenabhänge, von denen man nicht sagen kann, wozu sie eigentlich dienen sollen, aus dem Boden empor. Immer weiter wurde der hölzerne Zaun, der die Grenze der Ausstellung bilden sollte, hinausgerückt, immer mehr Terrain hinzugenommen, um die Phantasie der Besucher durch den Eindruck des Massenhaften zu betäuben.

Hunderte von Straßen mußten angelegt, Kanäle gegraben, Brücken ausgeführt werden, um Ordnung und System in diese beispiellose Ansammlung von Sehenswürdigkeiten hineinzutragen und zwischen ihnen einen natürlichen Zusammenhang zustande zu bringen. Man spricht von tausend englischen Meilen elektrischer Drähte, die hier gespannt, von über einer halben Million elektrischer Lichter, die dabei angebracht seien. Die elektrische Bahn, welche die Hauptpunkte der Weltausstellung mit einander verbindet, ist mehr als neun englische Meilen lang. Ein solches Uebertrumpfen alles bisher Dagewesenen entspricht dem Charakter amerikanischer Verhältnisse und steht in einer Reihe mit den Wolkenkratzern, den fünfzigfachen Dollarmillionären, den Warenhäusern, die täglich vierzigtausend Sendungen zur Post liefern,

und ähnlichen ins Ungeheuerliche anschwellenden Massenerscheinungen.

Allen drängt sich die Frage auf, wie eine Stadt von 600000 Einwohnern selbst bei dem größten Zufluß von Fremden, die erwartet werden, imstande sein soll, jeden Tag 150000 Menschen für den Besuch zu stellen. So viel Neugierige werden erforderlich sein, um das Unternehmen wirtschaftlich auf feste Grundlagen zu bringen. Eine besondere Schwierigkeit für die Lösung dieses Exempels liegt darin, daß an jedem Sonntag die Ausstellung geschlossen sein, keine Maschine in ihr gehen, keine Musikkapelle spielen, kein Plaudern und Fragen wißbegieriger Menschen ertönen und der Völkerjahrmarkt sich auf vierundzwanzig Stunden in völlige Grabesstille verwandeln wird.

In St. Louis, das ungefähr auf dem Breitengrade von Palermo liegt, zog in diesem Jahr der Frühling so spät ins Land, daß Mitte April kaum ein grüner Halm zu erblicken war und wenige Tage darauf ein Unwetter losbrach, wie man es sich in unseren Gegenden schwer vorzustellen vermag. Die Temperatur sank so unerwartet, daß die Leute auf den Straßen sich in ihre wärmsten Winterkleider vermummt hatten und aussahen, als ob sie eine Forschungsreise nach dem hohen Norden antreten wollten. Dann folgte ein Schneetreiben, das den Boden mit einer weißen Kruste von mehreren Zoll

bedeckte. An vielen Stellen wurden die hölzernen Gebäude der Ausstellung durch die Schneemassen eingedrückt und kostbare Sammlungen durch das herniederströmende Wasser vernichtet. Der lehmige Boden sog das trübe Element, das sich in zahllosen Pfützen gesammelt hatte, nicht auf, und die Sonne, die allein Hilfe bringen konnte, versteckte sich hinter grauen Wolken.

Man versank förmlich in Schmutz inmitten eines unbeschreiblichen Gewirrs von hin- und herrollenden Güterzügen, über deren Trittbretter die Arbeiter, um überhaupt durchzukommen, wie Katzen hinwegspringen mußten, von Lastwagen, die, mit Gütern hochbeladen, durch die keuchenden Pferde nur wenige Schritte vorwärts geschoben wurden und sich dann zu einem unentwirrbaren Knäuel verstopften, von Arbeitsleuten, die Kisten, Balken und Bretter trugen, von Ausstellern und Angestellten, die sich in dem allgemeinen Chaos nicht zurechtfanden und daran zweifelten, daß sich überhaupt jemals eine Harmonie künstlerischer Eindrücke daraus entwickeln könne. Es trat die Gefahr einer allgemeinen Panik ein, bei der die Leute an das Gelingen ihrer Mühen nicht mehr zu glauben und die Hände in den Schoß zu legen schienen.

Diese unglückliche Stimmung konnte nur durch den gewaltsamen Druck überwunden werden, der in dem unbedingten Festhalten an dem Eröffnungs-

termin lag. Der Beginn einer Weltausstellung hat etwas von einer Schlacht, bei welcher der Einzelne ohne zu fragen und zu zögern ins Feuer marschieren muß. Hätte man noch acht oder vierzehn Tage gewartet, so wäre das ganze Räderwerk wieder ins Stocken geraten und die Kraft, die das Unternehmen zusammenhält, aufs neue schlaff geworden. Also um jeden Preis vorwärts zur Entfaltung des Riesenpanoramas, für das ungezählte Summen ausgeworfen und immer neue Tausende von Menschen eingespannt wurden.

Aber die Steigerung der Arbeitslöhne, wie sie von der „Union" bestimmt wurde, schuf Schwierigkeiten von ganz besonderer Art, die selbst die Amerikaner überraschte, so sehr sie auch mit dem allgemeinen Sinken des Geldeswertes von vornherein gerechnet hatten. Hinter jeder Gruppe von Arbeitswilligen stand ein Führer der Streikbewegung, der die Bedingungen vorschrieb, und wenn sie nicht erfüllt wurden, nur mit seiner Pfeife ein Signal zu geben brauchte, damit Hacke und Spaten beiseite geworfen wurden. Fünf Tage vor der Eröffnung der Weltausstellung stand die Situation so, daß die gewöhnlichen Arbeiter, die den Mörtel an die Wände warfen oder bloße Handlangerdienste leisteten, für die Stunde einen Dollar, also über vier Mark, verlangten und erhielten.

Wer länger als acht Stunden zugriff, erhielt

dafür den doppelten Lohn, und es klingt märchenhaft, entspricht aber völlig den Tatsachen, daß unter Tausenden von Arbeitern, die für die Nacht in Anspruch genommen wurden, jeder einzelne in dieser Zeit täglich fünfzig bis sechzig Mark verdiente. Aber selbst unter diesen unerhörten Bedingungen war man keineswegs sicher, daß die Leute, die man heute gedungen hatte, morgen auf den Bauplätzen auch wirklich erschienen, so gewaltig war die Nachfrage nach kräftig zugreifenden Armen, auf die man sich um jeden Preis angewiesen sah.

Aehnlich gestaltete sich die Preissteigerung in den Hotels, wo man auf einen richtigen Fremdenfang ausging und sich in lächerlichen Vorstellungen über die Ansprüche gefiel, die man an die Besucher der Weltausstellung und ihre Geldbörse stellen konnte Mit den alten Häusern, die dem Bedürfnis natürlich bei weitem nicht entsprachen, traten mehrere neue Hotels in Wettbewerb, die sich durch Eleganz und Komfort nach jeder Richtung auszeichneten.

Dahin gehört vor allem das Washington-Hotel in der gleichnamigen Avenue, das den Vorteil besitzt, in der Nähe der Ausstellung zu liegen, und das Jefferson-Hotel in der zwölften Straße, nach dem Präsidenten benannt, unter dem das Louisiana-Gebiet vor hundert Jahren von Frankreich durch Kauf an Amerika abgetreten wurde. Selbst innerhalb des Ausstellungsgebiets hat man einen großen Bau aus

Holz errichtet und seine Etagen in eine lange Flucht von Zimmern verwandelt, die als Schröpfköpfe für die Gäste der „Worlds Fair" dienen sollen.

Acht bis zehn Dollar für ein hübsch eingerichtetes Zimmer wird als etwas Selbstverständliches angesehen, und die Ausgaben für Speisen und Getränke, für Wäsche, Aufbügeln der Kleider, Stiefelputzen und ähnliche Dienste steigen immer fort, sodaß man garnicht sagen kann, wohin diese schwindelhafte Bewegung führen soll. Im allgemeinen Interesse wäre es wünschenswert, wenn diese Tollheit sich an denen, die sie verüben, gründlich rächen wollte, indem die Fremden für den Besuch von St. Louis nicht gerade die allererste Zeit, während das meiste noch im argen liegt, sondern die späteren Wochen wählen, in denen sich der Uebermut der Hotelwirtschaften einigermaßen ausgetobt haben wird.

Auf dem Ausstellungsgebiet herrscht eine unübersehbare Pracht von weiß und gelb getönten Palästen, von Gartenanlagen, die noch der Vollendung harren, dann aber gewiß bezaubernd wirken werden, von Kaskaden, die über hohe Treppen herabsprudeln, von Wasserläufen, über die sich Brücken anmutig hinwegschwingen. Die fächerförmige Anlage der Ausstellung, die sich von der Staatenterasse in drei Hauptstraßen strahlenartig ausdehnt und einen sanft abfallenden Hügel bedeckt, bringt eine eindrucksvolle, malerische Wirkung hervor. Man hat sich aber,

indem man an dieser Fächerform festhielt, um den Vorteil langer Straßen wie der Rue des Nations gebracht, die in Paris am Seineufer einen so großartigen Eindruck hervorrief. Der helle Ton, der durch die Ausstellung hindurchklingt, gibt dem Ganzen etwas Leichtes und Luftiges, das auf der Erde reizvoll zu schweben scheint, setzt aber, um nicht eintönig zu wirken, viel Sonnenschein und blauen Himmel voraus.

An einem Platz, über dessen glückliche Wahl nur eine Stimme der Anerkennung herrschen kann, auf einem Hügel, von dem man einen großen Teil der Paläste, Wasserkünste und Kanäle überblickt, ruhig und abgesondert von den übrigen Gebäuden der europäischen Staaten, tritt uns das deutsche Haus, eine Nachbildung des Charlottenburger Schlosses in seinem mittleren Bau, als lieber Gruß aus der Heimat entgegen. Seine ehrwürdigen Formen und die grün leuchtende Kuppel erwecken den Eindruck ungetrübten Behagens. Man denkt beim Vergleich mit den übrigen Gebäuden dieser „weißen Stadt" an eine echte deutsche Hausfrau von tadellosem Ruf inmitten einer Gesellschaft glänzend gekleideter Modedamen, deren Tugenden nicht immer unanfechtbar geblieben sind.

Die Eröffnungsfeier.

Unter glückverheißenden Umständen, bei lebhafter Beteiligung eines freudig gestimmten Publikums,

im Glanze eines Frühlingstages, wie ihn niemand sonniger und anregender wünschen konnte, hat das schwierige Werk der Weltausstellung seinen Anfang genommen. Die Stadt hat sich nicht nur äußerlich ausgedehnt und eine frohe Wanderung nach dem weiten Parkgebiet engetreten, wo die lange vorbereiteten Ueberraschungen allen Schaulustigen zum erstenmale geboten wurden, sondern ist auch immer mehr in großstädtische Beweglichkeit und Lebensauffassung hineingewachsen.

Man merkte es ihren Bewohnern an, daß sie eine ernste Verpflichtung gegen sich selbst und ihre Gäste übernommen hatten und sie in würdiger Weise einlösen wollten. Noch vor acht Tagen mußte uns manches schwerfällig und unzulänglich erscheinen, was wir beobachteten, während der Gesamteindruck des Geschaffenen uns jetzt zu ernster, anerkennender Betrachtung anregt und reiche Früchte für das gesamte amerikanische Leben verspricht, nachdem in St. Louis eine so üppige Kultursaat ausgestreut ist.

Die Eröffnungsfeier der Weltausstellung in St. Louis spielt sich auf einem prächtigen Schauplatz ab. Von der Höhe der Festhalle, deren Kuppel allen Spaziergängern in die Augen fällt, neigt sich das Terrain von den Kaskaden und dem großen Bassin auf einer weit ausgedehnten Feststraße zu dem Alpenpanorama hinab, das sich mit seinen Gipfeln und Abstürzen, seinen Matten und Hütten

in den Lüften zu verlieren scheint. Vier prunkvolle Paläste sind hier aneinandergerückt und verleihen dem Platze den Eindruck des malerisch Abgeschlossenen. Das Bassin, das bisher nur einen langen, trockenen Graben darstellte, trennt die Gebäude zur Erziehung und Volkswirtschaft, sowie für Elektrizität und Maschinenwesen von einander. Dann folgt das imponierende Denkmal, das sich frei und selbständig vor der großen Lagune erhebt und den Ankauf des Louisianagebiets sinnbildlich darstellt, also gewissermaßen den Schlüssel und die Erklärung für die Bedeutung und Ziele der Weltausstellung enthält.

Auf einer Säule, die zu einer Höhe von hundert Fuß emporstrebt, thront die Figur des Friedens, welche allen Völkern der Erde bei diesem Wettstreit um den Preis der Kulturarbeit ihren Gruß entbietet. Die Statue schwebt auf einer Weltkugel, welche von vier Riesen als Sinnbildern der schöpferischen Weltkräfte getragen wird. Zu Füßen des Monuments erblickt man zwei allegorische Gestalten, die sich anschicken, Kanoes von Indianern zu besteigen, und dadurch an die siegreiche Gewalt der Amerikaner und ihrer Kulturbestrebungen über den trotzigen Widerstand der Urbevölkerung erinnern, die von den Ufern des Missouri und Mississippi zurückweichen mußte.

Auf der Seite des Louisianadenkmals, die sich dem Alpenpanorama zuwendet, gemahnt eine goldene

Inschrift an die geschichtliche Bedeutung dieses Landerwerbs. Die goldenen Kränze, Adler und Engelsgestalten, die hier angebracht sind, führen zu einer Kanzel hinab, die von Blumen, Bäumen und Palmen umgeben ist. Von diesem Standpunkt erblickt man zur linken Hand das Gebäude des Kunstgewerbes mit seinen jonischen, zur rechten das Palais für Manufakturen mit seinen korinthischen Säulengängen.

Von neun Uhr des morgens strömte durch die Tore der Weltausstellung das Publikum herein, das sich aus allen Schichten der Bevölkerung zusammensetzte und sich voll Neugierde und Erwartung, aber ohne Hast und Gedränge, auf diesem Platze aufstellte. Die Polizei hatte leichtes Spiel, denn selbst der leiseste Wink ihrer Beamten wurde sofort befolgt, weil alle von dem Gefühl beseelt waren, daß man die Anordnungen zu ihrem Besten, damit jeder zu seinem Recht komme, getroffen hatte. Unter der Rednertribüne war ein Tisch aufgestellt, den eine Fahne von Louisiana bedeckte und auf dem ein elektrischer Apparat angebracht war. Von hier aus sollte der Präsident der Vereinigten Staaten in Washington von der Eröffnung der Weltausstellung durch einen Druck auf den Knopf der Telegraphenleitung benachrichtigt und zugleich das Zeichen zum Beginn des gesamten Betriebes auf der Weltausstellung gegeben werden. Auf den Dächern der Paläste befanden sich überall Zuschauer, und an jeder

Fahnenstange stand in schwindelnder Höhe ein Mann mit der Hand an der Leine, um im gegebenen Augenblick das bunte, flatternde Banner in die Höhe zu ziehen.

Inzwischen beginnt der Einzug der Truppen, welche den Ländergebieten der Vereinigten Staaten entsprechen. Die Bundestruppen werden mit lebhaftem Händeklatschen begrüßt. Besonderes Interesse erregen die Soldaten aus den Philippinen, des jüngsten Erwerbs der Nordamerikaner, kleine, sehnige Gestalten, die in ihren Gesichtszügen eine auffallende Aehnlichkeit mit den Japanern aufweisen, sich schnurgerade aufstellen und dem Kommandoruf „Gewehr nieder!“ genau so nachkommen, als ob diese Truppe nur von einem einzigen Willen beseelt wäre. Die Disziplin, die sie durch ihre Offiziere, ausschließlich Weiße, erhalten haben, scheint eine vollendete zu sein. Die Begeisterung des Publikums spricht sich nicht nur in Händeklatschen, sondern auch in seltsam schrillen Tönen aus, die für unsere Ohren wie Johlen und Pfeifen klingen, aber hier den landesüblichen Ausdruck der vollsten Zustimmung bilden.

Die freudige Erregung erreicht ihren Höhepunkt, als der Präsident der Weltausstellung, David R. Francis, auf der Plattform vor der Kanzel erscheint, ein Mann, der aus einer alten Familie in Virginia herstammt, auf der Washington-Uni-

versität in St. Louis seine akademische Bildung genossen hat und mit dem Charakter dieser Stadt aufs innigste verwachsen ist. Er senkte die Wurzeln seiner Kraft in eine erfolgreiche geschäftliche Tätigkeit, wurde hierauf Mayor von St. Louis, dann Gouverneur des Staates Missouri und brachte es später unter dem Präsidenten Cleveland zum Posten eines Sekretärs des Innern. Er hat die Idee der Weltausstellung in das Innere der Vereinigten Staaten verpflanzt, wo man sie anfänglich für kaum durchführbar hielt, das schwach glimmende Interesse dafür durch eine ungewöhnliche Mischung von Energie und Vorsicht geschürt und sich bei seinen Besuchen in Berlin, Paris und London allseitiges Vertrauen erworben. Er ist ein Mann, dem man ungebrochene Arbeitskraft und gesteigertes Selbstgefühl auf den ersten Blick anmerkt, so sehr er auch diese Charaktereigenschaften in dem leutseligen, ungezwungenen Verkehr mit seiner Umgebung zu verdecken sucht. Er stellte das Unternehmen ganz auf seine zwei Augen, glaubte alle durch einander spielenden Fäden der Verwaltung in seinen Händen halten und vom Bedeutendsten zum Geringsten jeder Stufe der Entwicklung den Stempel seiner Persönlichkeit aufdrücken zu müssen. Dadurch hat er es erreicht, daß die Weltausstellung in St. Louis wesentlich als sein eigenstes Werk angesehen und beurteilt wird.

Die Eröffnung der Weltausstellung muß man

sich als ein richtiges Volksfest vorstellen, dem zwar der äußere Glanz ähnlicher Festlichkeiten in Europa fehlt, das aber trotzdem nicht einer gewissen Feierlichkeit und Würde entbehrt. Sie drücken sich nur in anderer Weise, als bei uns, nicht in dem Schmuck der Uniformen und der Abgeschlossenheit der maßgebenden Persönlichkeiten, sondern in einer natürlichen, schlichten, allseitigen Wärme der Empfindung aus.

Um den Präsidenten Francis schieben sich Arbeiter, die eben die letzte Hand an das Werk gelegt haben, in staubigen Kitteln und beschmutzten Stiefeln, jugendliche Reporter mit dem Papierblock in der linken und dem Bleistift in der rechten Hand, Boys, die aus einem Krug für die durstigen Gäste Eiswasser schöpfen, Telegraphenboten und Packträger aller Art herum. Man sieht fast gar keine Uniformen, und die wenigen, die hierbei vertreten sind, fallen dabei unter den schwarzen Gehröcken umsomehr auf.

Die goldgestickte Uniform unseres Reichskommissars Theodor Lewald funkelt schon von weitem durch die Luft und lenkt die allgemeine Aufmerksamkeit auf unsern geschickten und arbeitsfrohen Vertreter, dem die deutsche Ausstellung auf allen Gebieten so sehr verpflichtet ist, der bald frisch zugriff und alle Hindernisse energisch überwand, wenn er einen geraden Weg vor sich erblickte, bald aber auch, ohne sein Ziel zu vergessen, sich diplomatisch beherrschte und

vor kleinen Umwegen nicht scheute, sobald ihm ein allzu massiger Stein vor die Füße rollte. Der Polizeichef, den wir uns in einer Stadt wie St. Louis als eine auch im Aeußeren imponierende Persönlichkeit vorstellen möchten, sieht in seinem blauen Anzug mit den goldenen Achselklappen wie der Kapitän eines Küstendampfers aus. Berührt uns schon das kleine Schild seltsam, das er auf der linken Brust trägt und das mit großen Buchstaben seinen Rang verkündet, so trägt der hellbraune weiche, großkrämpige Filzhut, den er trägt, auch nicht gerade dazu bei, seine äußere Würde zu erhöhen.

Ein Indianer, vielleicht ein Häuptling eines erst neuerdings unterworfenen Stammes, macht in seinem schwarzen Cylinder und Gehrock einen wunderlichen Eindruck, und noch mehr ein marokkanischer Vizekonsul, der im hohen Turban so aussieht, als ob er eben von einem Maskenball verspätet nach Hause gekommen sei. Unter den Soldaten, die am Fuße des Louisianadenkmals Wache halten, herrscht ebenfalls eine große Ungezwungenheit. Der Fahnenträger, der vom langen Stehen müde wird, lehnt die Fahne einige Minuten ruhig an die Wand, macht sich ein wenig Bewegung und stellt sie erst wieder, nachdem er sich erfrischt hatt, vor sich auf.

Der Präsident Francis besteigt mit einem Hammer in der Hand, den er, um Schweigen zu gebieten, bei sich trägt, die Kanzel, und sofort

herrscht Ruhe in dieser vieltausendköpfigen Versammlung. Er spricht einige Worte frei nach amerikanischer Gepflogenheit mit den Daumen in den Hosentaschen, und bittet dann den Geistlichen zu sich hinauf, damit er dem feierlichen Augenblick, wenn die Weltausstellung eröffnet wird, die kirchliche Weihe gebe. Der Reverend steigt im einfachen Gehrock zum Präsidenten empor, liest aus seinem Buch ein längeres Gebet ab und endigt mit dem Vaterunser, das alle Anwesenden ihm laut nachsprechen. Die weiteren Reden waren natürlich alle, bevor sie gehalten wurden, längst im Satz auf den Redaktionen der Zeitungen in St. Louis oder nach allen Himmelsgegenden der Vereinigten Staaten telegraphiert. Das setzte aber voraus, daß sie fast sämtlich abgelesen wurden und der frisch quellenden Wärme entbehrten.

Trotzdem machte Francis durch die scharfe Accentuierung der Worte und Sätze einen guten Eindruck, sodaß er von dem für unser Empfinden seltsamen Gemisch von Bravorufen, Pfeifen und Johlen unterbrochen wurde. Francis blieb auch auf der Rednertribüne der Präsident der Ausstellung, stellte die einzelnen Redner dem Publikum vor, nahm ihre Huldigungen entgegen und dankte dafür durch kräftiges Händeschütteln. Eine lange Reihe interessanter Typen zog dabei an der Versammlung vorüber. Wells, der Bürgermeister von St. Louis,

war der Erste, der frei sprach, aber die Wirkung seiner Worte dadurch abschwächte, daß er einen kläglich wimmernden Ton wie bei einer Grabrede anschlug und seine Sätze mehr sang als sprach. Mr. Carter, der Präsident der „National-Kommission" der Weltausstellung, glich einem alten Hamburger Schiffsreeder, erwies sich aber als einer der besten Sprecher, die bei dieser Gelegenheit überhaupt zu Worte kamen. Der Kriegsminister Taft erinnerte in der Bonhommie seines Wesens und seiner Erscheinung, sowie in den geistreichen Wendungen seines Vortrages an unseren trefflichen General Verdy du Vernois.

Wie taktvoll das aus allen Schichten zusammengesetzte Publikum empfand, konnte man aus der Ruhe und Aufmerksamkeit erkennen, die es dem französischen Ausstellungskommissar trotz seiner wahrhaft schauderhaften englischen Aussprache entgegenbrachte. Leider wurde bei dieser Gelegenheit des Guten gar zu viel getan, denn die einzelnen Sprecher hielten sich in keiner Weise an das Zeitmaß von fünf Minuten, das man ihnen vorgeschrieben hatte. Manchmal werden selbst die Amerikaner von ihrem mit Recht gerühmten praktischen Sinn im Stich gelassen. Der Redestrom ergoß sich über zwei und eine halbe Stunde auf uns und wurde für viele unter den Zuhörern, denen die Frühlingssonne heiß auf die Stirn und den Nacken brannte, zu einer um so

empfindlicheren Prüfung, als der Charakter der gegenseitigen Lobesversicherung schließlich immer mehr zutage trat.

Endlich schritt Präsident Francis von seinem Rednerplatz herunter und begab sich zu dem Platz, wo auf dem Tisch eine telegraphische Leitung angebracht war. Er wendete sein Antlitz einen Augenblick den photographischen Apparaten zu, die auf ihn gerichtet waren, machte eine bedeutungsvolle Pause und drückte mit dem Zeigefinger der linken Hand auf einen Knopf. Gleichzeitig wurde an den Präsidenten Roosevelt nach Washington depeschiert, der umgehend dankend antwortete.

In diesem Augenblick wurden auf sämtlichen Gebäuden der Ausstellung hunderte von Fahnen von den bereitstehenden Arbeitern hochgezogen. Die Türen der Paläste wurden aufgeschlossen, alle Maschinen gleichzeitig in Bewegung gesetzt und die neugierigen Zuschauer zum erstenmal in die Hallen eingelassen, die ihre Schätze, soweit sie aufgestellt waren, mit aufmerksam prüfenden Blicken betrachteten.

Aus der prächtigen Festhalle am höchsten Punkt der Weltausstellung schossen schäumende, grün schimmernde Fluten hervor, brachen sich über den Treppenabhang Bahn, strömten als Springbrunnen aus einer Menge von Figuren, verwandelten das große Bassin in einen blinkenden Teich und ergossen sich in die weit ausgedehnten Kanäle, wo die

Gondoliere mit ihren Booten des Moments harrten, in dem sie die Ruder in die Fluten tauchen und durch die schmucken Brücken fahren konnten. Feierlich tönten von der Kuppel des deutschen Hauses die Glocken, und in dem unmittelbar benachbarten deutschen Restaurant war das erste Diner angerichtet, bei dem manches kräftig empfundene Hoch auf das Gelingen der Weltausstellung und ihre segensreichen Folgen für die Kulturarbeit der Menschheit ausgebracht wurde.

Die Eröffnung des Deutschen Hauses.

Das „Deutsche Haus", das auf einem bevorzugten Platz der Weltausstellung die Blicke aller Besucher seit dem ersten Tage auf sich lenkte, ist nun seiner Bestimmung übergeben worden als Denkmal der Entwicklung Preußens, als Ausdruck patriotischer und künstlerischer Empfindungen und als gastliche Stätte für alle Freunde und Mitarbeiter, durch deren Eifer das Deutsche Reich in St. Louis seiner Aufgabe so glänzend gerecht geworden ist.

Zum erstenmale ist das stolz bescheidene Gebäude, das zu flüchtigem Dasein entstanden ist und doch den Geist zweier Jahrhunderte verkörpert, von einer festlich gestimmten Versammlung durchwandert und bewundert worden. Wenn seine äußeren Formen an den Ernst und die Arbeit erinnern, die unser Vaterland groß gemacht haben, drückt sein innerer

Reichtum den vollberechtigten Lohn für die Kriegs- und Friedenstaten aus, die unser Vaterland unter dem Szepter der Hohenzollern vollbracht hat.

Von allen Seiten frei, von Luft und Sonne umflutet, erhebt es sich auf einem Hügel neben dem Glanzpunkt der Ausstellung, der großen Terrasse, wo das imponierende Kuppelgebäude steht, wo die Kaskaden dem großen Bassin zuströmen und das Bild der aneinander gereihten weißen Paläste sich am eindrucksvollsten entrollt. Hinter ihm breitet sich der bunt gewundene Kranz der Baulichkeiten aus, welche die amerikanischen Staaten errichtet haben, und ein kurzer Weg führt von unserm Hause zu dem Flügel des Palais der schönen Künste, wo die deutschen Maler und Bildhauer ihre Werke ausgestellt haben. Außerdem lehnt sich an das „Deutsche Haus" ein schmuckes Weinrestaurant mit schöner Halle und freien Gartenterrassen an. Man atmet in dieser Umgebung überall vaterländische Luft, so fern man sich auch von der Heimat befindet, und entdeckt hier reichlichen Stoff zu nachdenklichem Schauen und fröhlichem Genießen.

An einem gemütlichen Bierabend in den Deutschen Alpen, zu dem unser Reichskommissar Lewald Künstler und Aussteller eingeladen hatte, wies er auf das lebhafte Interesse des deutschen Kaisers an der charakteristischen und zweckmäßigen Ausführung des Deutschen Hauses in St. Louis hin. Ein Repräsentationsgebäude sollte entstehen im Sinne der Zeit,

als die Errungenschaften des Großen Kurfürsten den Grundstein zur Bedeutung des preußischen Staates legten und sein Sohn diesem Ruhm als Friedrich I. den Glanz der Königskrone hinzufügte.

Ließ man sich von diesem Gedanken leiten, so konnte man schwerlich eine bessere Wahl treffen, als das Charlottenburger Schloß zum Vorbild für das Deutsche Haus zu nehmen. Es hat seinen Namen von der Gemahlin des ersten preußischen Königs erhalten, der es ihr zum Geschenk machte, und zeigt vielfach das Gepräge weiblichen Empfindens und Geschmacks, der nach der Beendigung epochemachender Kriege in der Kunst eine Rolle zu spielen begann.

Nur durfte es sich für St. Louis nicht um eine sklavische Wiederholung der architektonischen Formen dieses Schlosses, sondern auch um eine geschickte Anpassung an die Lage inmitten der Paläste der Weltausstellung, um eine stärkere Betonung des ursprünglichen Bau- und Dekorationsstils und um die entsprechende Rücksichtnahme auf das moderne gesellschaftliche Leben handeln, das sich in dem Hause abspielen soll.

Bruno Schmitz hatte die Aufgabe, den geschichtlichen Gedanken mit neuem Inhalt zu erfüllen und dabei den Anregungen des deutschen Kaisers zu folgen, der sich mit dem Entwurf des Ganzen nicht nur eingehend persönlich beschäftigte, sondern, wie der Reichskommissar erwähnte, bei den eingereichten Plänen sogar eine ganze Seite durchstrich und anderes

nach seinem Geschmack hinzufügte. Das Charlottenburger Schloß ist in der Front, in der es uns heute entgegentritt, ein Werk Eosanders, genannt „Goethe", eines geborenen Schweden, der seine künstlerischen Empfindungen in Italien und Frankreich geschult hatte und sich darin mit der Kurfürstin Sophie Charlotte begegnete. Diese hatte in jungen Jahren vor ihrer Vermählung mit dem ersten König von Preußen den Hof Ludwig XIV. von Frankreich und den ästhetischen Zauber kennen gelernt, der das Leben in Versailles umgab.

Im Deutschen Hause in St. Louis kehrt der Mittelbau des Charlottenburger Schlosses wieder, nur daß man für eine leichtere und gefälligere Gesamtwirkung des Kuppelbaues, der es in so bedeutsamer Weise als Königssitz überragt, die geschlossenen Fenster in offene Arkaden verwandelte. Statt des runden Saals unter der Wölbung des alten Schlosses gewann man dadurch eine freie Terrasse und konnte sie wirkungsvoll ausnützen, um den festlichen Eindruck des Hauses zu erhöhen. Dort ist das Werk der Bochumer Glocken angebracht, deren Klang im weiten Umkreis ertönt, während gleichzeitig darüber in der Laterne ein elektrischer Scheinwerfer sein Licht über das ganze Gebiet der Weltausstellung ausbreitet.

Ferner wurden aus ähnlichen Erwägungen an der Front des Gebäudes zwei große Figurengruppen an beiden Seiten des Giebels und in der Mitte

statt der Uhr ein mächtiges Schild mit der Inschrift: „Das Deutsche Haus“ angebracht. Zeigt das Charlottenburger Schloß wegen seiner Lage in der Ebene ein Ausleben seines architektonischen Gedankens in der Breite, so mußte seine Nachbildung auf dem Hügel der Weltausstellung in St. Louis leichter und anmutiger durchgeführt werden und das Aufstreben nach der Höhe erkennen lassen.

Die Gliederung der einzelnen Räume ist derartig getroffen worden, daß sich fünf Hauptzimmer des Charlottenburger Schlosses auf dem Hügel des Ausstellungsparks wiederholen. Ihre Einrichtung stammt aus einer Zeit, als die Künstler unseres Vaterlands ihre Ausbildung fast ausschließlich in der Fremde, zumeist in Frankreich, erhielten, aber doch das ernste Bemühen zeigten den Momenten ihres Schaffens einen persönlichen Charakter zu verleihen.

Es war ein pietätvoller Gedanke, sich bei dieser Gelegenheit auch des Genies jenes Meisters zu erinnern, der durch die Ausführung des preußischen Herrscherschlosses und des Standbildes des Großen Kurfürsten auf der Langen Brücke in Berlin dem Aufschwung unserer bildenden Kunst vor allem die Wege wies. Der „Hofbildhauer“ und „Schloßbaudirektor“ Andreas Schlüter hatte in den Paradekammern des von ihm geschaffenen Palais Leistungen aufzuweisen, die für ihre Zeit ohne Vergleich dastanden und bis auf unsere Tage den Rahmen für

die Entfaltung kaiserlicher Pracht bei festlichen Gelegenheiten bilden. Sie befinden sich im zweiten Stockwerk des Berliner Schlosses, und eine von ihnen, die zu Schlüters glanzvollsten Erfindungen gehört, erblicken wir im Deutschen Hause der Weltausstellung genau nachgebildet. Wir meinen die „rote Sammetkammer", aus welcher man im Berliner Schloß in den Saal des Ordens vom Schwarzen Adler, die ehemalige Kapelle, schreitet. Der rote Bespannungsstoff stimmt trefflich zu dem Fußbodenteppich, den Stuckarbeiten und Wandvertäfelungen, den Porträts des Großen Kurfürsten und seiner Gemahlin. Wo sich in Berlin der Kamin befindet, sind in St. Louis in einem großen gläsernen Schrank Hauptstücke der Silbergerätschaften aufgestellt, die dem deutschen Kaiser bei seiner im Jahre 1881 erfolgten Vermählung von hundert Städten seines Reichs zum Geschenk gemacht wurden.

Schlüters Kunst findet aber ihren stärksten Ausdruck in der Durchführung der Decke, die sich mit den Wänden in genialer Weise zu einem organisch geschlossenen Innenraum verbindet. Da schwingen sich in der köstlich aufgeteilten Fläche, zu welcher sich die erstaunten Blicke emporrichten, anmutige Gestalten im Tanze einher, da wachsen bald im Relief, bald in plastischen Vollbildern Figuren von Frauen und Kindern in den Nischen empor. Um die vier Hauptgemälde schlingen sich die zier-

lichsten und kühnsten Ornamente, und jeder übrigbleibende freie Raum ist mit Wappen, Kränzen, Blumengehängen und Vasen so reichlich und beredt ausgefüllt, daß der Beschauer sich an diesem blühenden Phantasieleben kaum sattsehen kann. Die rote Sammetkammer im „Deutschen Hause" bildete den Höhepunkt der Eindrücke, welche die Besucher am Eröffnungstage empfingen. Aber auch alles übrige, was sie bei ihrer Wanderung zu diesem Ziele begrüßte, wurde mit warmer Sympathie und lebhaftem Beifall aufgenommen.

Es war vier Uhr nachmittags, als, vom sonnigen Frühlingswetter begünstigt, die Gäste sich zu Wagen und zu Fuß auf der Terrasse vor dem Deutschen Hause einfanden und an einem Spalier von Photographen vorbei der großen, weiten Eingangshalle zuschritten. Im Kuppeltambour klangen die drei Gußstahlglocken, die auf die Töne b—des—e gestimmt sind, feierlich zusammen und lenkten die Aufmerksamkeit aller Besucher der Weltausstellung, soweit sie sich zerstreut haben mochten, auf die Eröffnung des Deutschen Hauses. Auf der Terrasse spielte eine Musikkapelle fröhliche Weisen und auf allen Abhängen bis zu den Kaskaden hatten sich viele Hunderte von Menschen eingefunden, die dem Schauspiel wenigstens aus der Ferne beiwohnen wollten.

Die runde Eintrittshalle ist mit den Büsten

des Kaisers und der Kaiserin geschmückt. Im Erdgeschoß finden wir ein Sitzungszimmer mit hübschen Wandvertäfelungen, Möbeln und Deckengemälden, sowie ein Bild Friedrichs des Großen und seiner Schwester nach Pesne, einen Lesesaal, der in den Bücherschränken eine ansehnliche Bibliothek und auf den Tischen die neuesten Zeitschriften aufweisen wird. Ihnen folgt ein Raum für die Presse, der, mit Schreibtischen und Bureau-Einrichtungen aller Art versehen, demnächst seiner Bestimmung übergeben werden soll. Ein anderes Zimmer wird für eine Sammlung von Heliogravüren und ein- und mehrfarbigen Radierungen eingerichtet sein. Am Eröffnungstage mußte hier Platz geschaffen werden für die unaufhaltsam hin- und herflutenden Gäste, denen man an langgedeckten Tischen Erfrischungen und einen kalten Imbiß reichte.

Die Neugierde und das tiefere künstlerische Interesse der Versammlung konnte aber selbst durch diese Aufmerksamkeit des Reichskommissars nicht lange gefesselt werden. Ein wogendes Bild von reizend gekleideten Frauen- und Mädchengestalten, von einem eleganten Herrenpublikum, unter dem die Leiter der Ausstellung als die ersten zur Stelle waren, entfaltete sich auf der Treppe, die zum oberen Geschoß führt. Sie ist ein Meisterwerk künstlerischer Gliederung in ihrer dreifachen Windung innerhalb der weißen Wände und verdient alltäglich

von einer lebensfrohen und dankbaren Gesellschaft, die an dieser Schöpfung warmen Anteil nimmt, besetzt zu werden.

Mit freundlichem Gruß empfängt uns der Gobelinsaal, so genannt nach den Wandteppichen, die seine Wände bekleiden und die Siege des Großen Kurfürsten über die Schweden verherrlichen. Niederländische Maler haben sie entworfen und französische Teppichweber in Berlin ausgeführt. Am Eingang zu diesem Raume steht der unermüdlich tätige, weltgewandte Gastgeber, der in der Gesellschaft von St. Louis sich durch die Gefälligkeit und Verbindlichkeit seines Wesens eine feste Stellung gesichert hat.

Wir kommen zu der Eichenholzgallerie, deren warmer brauner Ton mit den Bildnissen Friedrichs I. und Sophie Charlottens, mit den Szenen aus der Mythologie über den Spiegeln und an den Wänden nichts Steifes und Prunkvolles an sich hat, sondern zum behaglichen Verweilen einladet. Die Decke der Eichengallerie ist in dem Charlottenburger Schloß leicht gewölbt und, ohne jeden malerischen oder dekorativen Schmuck, einfach weiß gehalten. Hier hatte die moderne Kunst ein gutes Recht, mit neuen Ideen einzugreifen und bei sorgsamer Rücksichtnahme auf die Eigenart dieses Saales den Deckenraum zu beleben. Wir glauben, wenn wir diese Schöpfung erblicken, in die freie, von leichten Wolken bedeckte Luft zu blicken, in welcher schöne Frauengestalten

schweben und die Arme nach Kränzen ausstrecken, welche flatternde Adler in ihren Schnäbeln halten.

Während wir weiter schreiten wollen und manchem alten und neuen Bekannten die Hand drücken, entsteht ein neugieriges Gewirr und Gedräng im Kreise der geladenen Gäste. Der chinesische Prinz Pu Lun, ein Verwandter des regierenden Kaisers von China, ist soeben in das Deutsche Haus getreten und wird mit seinem Dolmetscher und seinem Gefolge von acht hohen Würdenträgern einer Anzahl Damen und Herren vorgestellt. Mit drei anderen Freunden und Berufsgenossen hatte ich zwei Stunden vorher die Ehre gehabt, mit seiner kaiserlichen Hoheit in dem großen Restaurant des Tyroler Alpenpanoramas zu frühstücken. Der Prinz, der hinter seiner goldenen Brille ein Paar scharf beobachtende, kluge Augen zeigt, hatte zuerst mit sprachlosem Erstaunen, dann mit immer wachsendem Interesse und endlich mit freudigstem Behagen den Vorträgen der Tiroler Sänger gelauscht. Als ihm die ersten Juchzer in die Ohren geschmettert wurden, zuckte er fast ängstlich und mit fragenden Blicken auf seine Begleiter zusammen. Als aber die Schuhplattler begannen und das Tanzen der Paare anhub, erheiterten sich die anfänglich so ernsten Züge seines Gesichts immer mehr.

Wir machten mit ihm die Rundfahrt auf der kleinen Eisenbahn, die durch das Alpenpanorama

führt. Als wir uns der Rutschbahn näherten, war es ein köstlicher Genuß, zu beobachten, wie die Chinesen sich als gelehrige Schüler der Europäer zeigten, die langen Zöpfe ein wenig aufrollten, auf dem hölzernen Abfahrtsgestell zuerst vorsichtig hockten, dann die Beinchen mit den eingezwängten, von seidenen Schuhen bekleideten Füßen ausstreckten und der Reihe nach die glatte Bahn, ohne den geringsten Unfall, hinabglitten.

Der Prinz ließ sich draußen auf dem Platz zuerst mit uns, dann mit den Tiroler Sängern wiederholt photographieren. Als wir ihm unsere Visitenkarten überreichten, kritzelte er darauf mit feiner Schrift seinen Namen, und nach wenigen Minuten hatten wir eine Einladung zu einem Empfang in den Händen, den er zur Eröffnungsfeier des chinesischen Pavillons im Hotel Washington veranstaltete. Und nun trafen wir diese vornehme Gesellschaft aus dem „himmlischen Reiche" im Deutschen Hause, in den Räumen, die ihnen von dem Ruhm der Hohenzollern und unseres deutschen Vaterlandes viel Unvergeßliches erzählten.

Wir haben noch den „Treffensaal" nicht betreten, der seinen Namen den goldenen Streifen entlehnt, die seine von purpurner Seide bekleideten Wände durchziehen. Viel Barockes und Geziertes spielt an den Türen und Wänden lustig durcheinander, aber der preußische Adler mit dem Namen

der Kurfürstin Sophie Charlotte führt eine beredte Sprache. Und nochmals hält uns die Decke in der „roten Sammetkammer“ Schlüters fest. Erst jetzt löst sich das Ganze in seine kleinsten Teile vor unseren Augen auf, schwingt die Morgenröte als Botin der Sonne ihre Flügel, wiegt die Nacht die müden Kleinen zum Schlummer ein, tanzen all die Nymphen und Faune, die wir vorher übersehen hatten, mit den griechischen Göttern, die in ewiger Jugend erstrahlen, an uns vorbei. Selbst unterhalb der Treppenwindungen zum Erdgeschoß hat die bildende Kunst reizvolle Reliefgruppen verschwendet. Man kann stundenlang in diesen Räumen wandeln, ohne zu ermüden.

Im schlimmsten Fall sorgt das schmucke Weinrestaurant neben dem deutschen Hause für Erquickung. Für den Pavillon hat man eine Schlüterʼsche Schöpfung, den Kuppelbau der Royal York-Loge in Berlin, zum Vorbild genommen. Eine für etwa zweihundert Personen ausreichende Halle, die mit Wandgemälden geschmückt ist, steht mit einem Laubengang in Verbindung, der im Sommer wahrscheinlich den schattigsten und kühlsten Aufenthalt in der ganzen Weltausstellung bilden wird. Außerdem schließen sich an den Pavillon des Restaurants noch drei absteigende Terrassen an, die gegen tausend Personen Unterkunft und Erfrischung für Leib und Seele gewähren können. Die Leitung

von Küche und Keller liegt in den Händen des Berliner Traiteurs Kons, der sich auf den Ausstellungen in Paris und Düsseldorf das beste Vertrauen zu seinen Leistungen erworben hat.

So prangt das „Deutsche Haus" in St. Louis, wie neulich ein Franzose treffend bemerkte, neben dem „clou" der Weltausstellung und bildet einen vollen schönen Akkord, der durch diese Stadt der Paläste mächtig hindurchklingt.

Auf dem „Pike" und in den „tirolen Alpen".

Was in Chicago die Midway Plaisance und an der Seine die Rue de Paris war, bildet auf der Weltausstellung in St. Louis der „Pike", eine Stätte leichter Zerstreuung, wo von den späteren Nachmittagsstunden an die lachende Fröhlichkeit den Anstrengungen des Schauens und Studiums folgt, wo sich bis zur einbrechenden Nacht alles wiederfindet, was sich auf dem Gelände zwischen den Palästen und Ausstellungen so lang verstreut hatte. Amtlich wurde allerdings kundgegeben, daß abends um elf Uhr nicht nur die Beleuchtung der Kaskaden und Hauptgebäude aufhören, sondern auch das bunte Leben in den Wirtschaften zur Ruhe kommen müsse.

In Wahrheit dürfte man es damit aber nicht so genau nehmen, nachdem die Frommen des Landes in einem so wichtigen Punkte wie dem Schluß der Weltausstellung am Sonntag ihr Stück durchgesetzt

haben. Heute Einweihung vor hunderttausend Menschen, ein feenhafter Traum von Glanz und Licht und morgen tiefes Dunkel und verschlossene Türen — an solche Seltsamkeit muß man sich gewöhnen. Nur um diesen Preis hatte der Kongreß in Washington tief in die Tasche gegriffen, aus der er viereinhalb Millionen Dollars herausholte. Die Leute in St. Louis sollten am Sonntag in die Kirche gehen oder sich von den Ausschweifungen des Sonnabends ausschlafen, der hier zu Land wie in England vorzugsweise dem Vergnügen gehört.

In der Halle des Jeffersonhotels, wo ich wohne, tragen die Zeitungsjungen immer neue Ballen bedruckten Papiers herein und schichten sie vor dem Tisch der Verkäuferin auf. Das Vorbild der New-Yorker Tagespresse, die ihren Lesern am Sonntag so viel Unterhaltungsstoff wie ein dreibändiger Roman bietet, hat auf die übrigen Staaten eingewirkt und sie zu ähnlichen Kraftproben des Journalismus angespornt. Sechzig bis siebzig Seiten in einem solchen Format, daß sich ein kleiner Mann in jeden der Bogen beinahe entwickeln kann, mit sieben Spalten auf der Seite und einem Satz, der wie Augenpulver wirkt, mit großen, zum Teil gräulich verschmierten Abbildungen von Personen und Tagesereignissen, mit farbigen Illustrationen ohne Ende, mit Notenbeilagen, Witzblättern und abgeschlossenen Erzählun-

gen zwischen den Annoncen bilden das gewöhnliche Maß der Lektüre an Sonn- und Feiertagen.

Um diese Zeitungen vor sich auszubreiten, muß man einen besonderen Tisch oder ein drehbares Gestell zur Verfügung haben, wie man es in den Klubs und Bibliotheken findet. Wer mehrere Zeitungen liest, schleppt sich mit den Nummern wie mit einem schweren Paket von Büchern herum, und jede einzelne füllt, wenn man sie fortwirft, den Papierkorb bis zum Rande. Nach dem Eröffnungstage hatte man beim Blättern in diesen Zeitungen das Gefühl, als ob ein Dutzend Orchester gleichzeitig Konzerte veranstalteten. Die Phantasie der Leser wurde durch die erstaunlichsten Schilderungen und Vergleiche in Wort und Bild förmlich aufgepeitscht und in fiebernde Tätigkeit versetzt. Währenddessen war im Forestpark, wohin sich alle Blicke richteten, kein Ausstellungsbesucher, sondern nur eine Schar von Arbeitern zu erblicken, die heimlich weiter Hand anlegten und das Zurückgebliebene zu fördern suchten.

Man hat sich im Verkehr auf einen richtigen Massenbesuch eingerichtet und neben den elektrischen Bahnen, die einander in kurzen Zeitabständen folgen, auch eine Eisenbahnlinie vom Hauptdepot, wie man hier zu Lande sagt, in der zwanzigsten Straße nach der Weltausstellung geführt. Man steigt in der riesigen, aber schwerfällig gewölbten und vor Schmutz starrenden Halle ein und gelangt zu einer offenen

Station gegenüber der Plaza, von wo man den Anblick der weiß schimmernden Gebäude und der Kaskaden genießt. Die Fahrt selbst erfolgt aber in alten, klappernden, hölzernen Wagen, die früher offenbar zum Güter- oder Viehtransport gebraucht wurden. Die Sitze darin sind vorläufig überhaupt nicht zu benutzen, da man sonst die frisch aufgetragene Oelfarbe auf dem Ueberrock und den Beinkleidern als Andenken an die Reise in dicken Flecken mitnimmt. In Deutschland würde ein solches Beförderungsmittel von jedermann mit Hohn zurückgewiesen werden.

Der „Pike" zieht sich als lange Straße gleich gechts vom Haupteingang eine englische Meile lang hin und ist zu beiden Seiten mit Schaubuden aller Art besetzt, für deren Besuch ein besonderes Eintrittsgeld erhoben wird. An sechstausend Menschen sind von allen Teilen der Erde nur zu dem Zweck nach St. Louis gereist, um den Besuchern der Ausstellung das Leben ihrer Heimat in Sitten und Gebräuchen vorzuführen und die neuesten künstlerischen oder wissenschaftlichen Errungenschaften zu Vergnügungszwecken auszubeuten. Da befinden wir uns plötzlich in einem irischen Dorf und erblicken das alte Parlamentsgebäude von Dublin in getreuer Nachbildung in eine große Restaurationshalle umgewandelt, treten an den Fuß alter historisch interessanter Burgen und Torbögen heran und genießen den Vorteil, die Fahrt durch die Gebirgsgegend in elektrischen Wagen zurück-

legen zu dürfen. Sevilla entrollt vor unseren Augen ein Bild spanischen Lebens mit der berühmten Plaza de Toros in Madrid und der „Gipsy Lane" von Barcelona.

Daneben stellt Hagenbeck eine seiner berühmten Tiergruppen aus, und zwar in jener originellen Weise, daß die Löwen, Tiger und Bären durch unsichtbare Barrieren von einander getrennt sind und im Freien zu wandeln scheinen. Eine solche Illusion ist den Amerikanern bisher noch nicht geboten worden und erweckt bei ihnen daher große Erwartungen. Von Paris her taucht das „Palais du Costume" wieder auf, das eine Geschichte der menschlichen Bekleidung durch viele Jahrhunderte vorführen will. Wie sich bei dergleichen Ausstellungen jede Stadt ihrer Vergangenheit erinnert und aus dem Verlaufe ihrer Geschichte nachweisen will, wie sie es „so herrlich weit gebracht" hat, gibt es auf dem „Pike" auch ein Alt-St. Louis, von den ersten Ansiedelungen der Indianer und Trapper, die sich an den schlammigen Ufern des Mississippi niedergelassen haben, bis zu den Anfängen modernen Kulturlebens.

In einer dieser Schaubuden, die das Aushängeschild „Unter und über der See" aufweist, sollen die Besucher die Täuschung erleben, daß sie im submarinen Boot nach Paris fahren und dann im Luftballon wieder zur Weltausstellung nach St. Louis zurückkehren. Sogar für einen regelrechten Sturm in den

Wolken verspricht der Unternehmer Sorge zu tragen. In einer anderen Bude wandern wir durch die Berghöhlen in Colorado und in die Goldminen des Westens. Es werden uns ferner ein Eskimodorf, ein Spaziergang durch Konstantinopel und Kairo, eine Marineausstellung, eine Darstellung der Ueberschwemmung von Galveston in Texas, ein Panorama „Von New-York zum Nordpol" und eine getreue Nachbildung von Jerusalem versprochen. Ein närrischer Kopf will uns sogar das „Jenseits" entrollen und damit den Uebergang zu dem Humbug ausführen, der vor vier Jahren in der Rue de Paris so aufdringlich sein Wesen trieb.

Unter diesen Schaustellungen fällt eine, gleich zu Anfang des „Pike", noch bevor man die eigentliche Ausstellung betreten hat, durch ihren mächtigen Umfang, ihre künstlerische Ausführung, sowie durch das Volkstümliche und Romantische des Stoffes, weitaus am meisten auf. Es sind die deutschen und tiroler Alpen, die bereits vor zwei Jahren auf der Düsseldorfer Ausstellung eine große Anziehungskraft ausübten und nun durch einen kühnen Entschluß, vielfach erweitert und bereichert, von den Ufern des Rheins in das Innere Nordamerikas versetzt wurden.

Die Bewohner des Mississippi und die ungezählten Tausende, die sich im Laufe des Sommers von allen Himmelsgegenden der Vereinigten Staaten nach St. Louis begeben werden, sollten ein getreues

Abbild von der Herrlichkeit unserer Alpenlandschaft erhalten. So, wie es sich durch seinen architektonischen Aufbau und malerischen Aufputz, bei denen die perspektivischen Ueberraschungen der Wirklichkeit genau nachgebildet wurden, durch eine sich scheinbar in den Wolken verlierende Ansicht des Hochgebirges, eine Reihe charakteristisch durchgeführter Gebäude, Innenräume und Plätze, Grotten, Spaziergänge und Panoramen überhaupt wiedergeben ließ, stand es zum größten Teil bereits fertig da, während in den übrigen Ausstellungsgebäuden nur leere Wände die Besucher anstarrten und die Kisten entweder noch garnicht eingetroffen, oder wenigstens nicht ausgepackt waren.

Drei Tage bevor die Fahnen der Worlds Fair emporschnellten und die Wasser zum erstenmal sprudelten, hatten die Tiroler Alpen schon ihren ersten Erfolg. Präsident Francis, der bei dieser Gelegenheit das Wort ergriff, betonte es ausdrücklich, daß das gesamte gesellige Leben der Ausstellung sich hier einen charakteristischen Mittelpunkt bilden und zu harmlos gemütlichem Meinungsaustausch alles zusammenkommen werde, was sich nach Sprache und Nationalität von einander unterscheidet. Was zunächst nur ein geschickt ausgeführtes Kulissenwerk zu sein scheint, erhält durch die romantischen Empfindungen, die es in den Herzen der Amerikaner hervorruft, durch die Vorstellung von deutschem Volks-

und Naturleben, die dabei belebt werden, und die Erweckung eines Frohsinns im großen Stil, wie man ihn hierzulande nicht kennt, unzweifelhaft eine höhere Bedeutung.

Lockt uns die Szenerie dieses Alpenpanoramas durch den Uebergang von grünen Matten mit Hütten, Bergströmen, einsamen Kirchen und steilen Wegen schon von außen an, so erfüllt sich die Erwartung in jeder Beziehung, sobald man durch das Tor einer mittelalterlichen Festung in das Innere schreitet. Ein großer Platz dehnt sich vor uns aus, der von allen Seiten mit Gebäuden, wie sie für die Alpenlandschaft charakteristisch sind, umgeben ist, und von dem eine mächtige Bergwand zur Linken aufsteigt. Hier hat die Dekorationsmalerei ein Meisterstück vollendet und eine holde Täuschung zustande gebracht, bei welcher wir auf der äußersten Höhe die Ortlergruppe mit ihren von ewigem Eis und Schnee bedeckten Gipfeln, und darunter Wiesen und Wälder erblicken, bei denen alle Einzelheiten zur stimmungsvollen Belebung des Bildes, so wie sie in Wirklichkeit vorhanden sind, bis auf die Farbentönungen des Grases und die von der Sonne unberührten Schneeflächen genau wiedergegeben sind.

An diese Bergwand lehnt sich ein altes Tiroler Schloß, das mit seinen grauen Mauern und Türmen, seinen Erkern und Balkons, seinen Fenstern und Türen an den Eingängen, die sich in großen Ge-

wölben zu ebener Erde befinden, ein fesselndes Bild längst vergangener Tage entrollt, wo dergleichen Gebäude zu Schutz und Trutz gegen drohende Feinde, sowie zur Pflege ritterlicher Gesinnung errichtet wurden. Hieran schließt sich rechter Hand eine kleine Kirche im Stil der Tiroler Gotik, und ein Weg führt weiter zu dem malerischen Rathaus.

Dann folgt eine Reihe kleinerer Häuser, bei deren Ausführung architektonische Motive aus Bozen, Bruck, Hall und anderen Gegenden anmutig verwertet sind und die den Eindruck eines richtigen Dorfes wiedergeben, wie es von einer Straße durchschnitten wird. Ein Bach läuft in malerischen Windungen dazwischen und wird von mehreren Brücken überspannt. Eine Anzahl Verkaufsläden sind aufgestellt, in denen man Andenken und nützliche Gegenstände aller Art erstehen kann. Inmitten dieses großen Festplatzes sind ein Musikpavillon, sowie zwei Estraden für die Tiroler Sänger aufgeschlagen. die sich hier jeden Nachmittag und Abend mit ihren Volksliedern und Jodlern vernehmen lassen und mit ihren hübschen Nationalkostümen und dem Schuhplattler, in dem sie sich auszeichnen, auch auf die Schaulust des Publikums wirken.

Ein Unternehmen dieser Art konnte aber durch das Eintrittsgeld allein finanziell nicht sichergestellt werden. Man mußte darauf rechnen, daß die Deutschen einer der Eigenschaften, die sie am sicht-

barsten von den Amerikanern unterscheidet, ihrer Freude an den Gaben des Gambrinus auch in diesen Räumen treu bleiben werden. St. Louis zeichnet sich durch eine Reihe namhafter Brauereien aus, deren Besitzer für die Weltausstellung bedeutende Opfer in der Erwartung gebracht haben, daß in einer Stadt, wo der Sommer wahre Gluten hervorruft, die Spekulation auf den Durst keine verfehlte sein könne und die ausgeworfenen Summen mit guten Zinsen zu ihren Spendern wieder zurückkehren müssen.

Das größte Unternehmen dieser Art, nicht nur in St. Louis, sondern vielleicht in der ganzen Welt, liegt in den Händen von Adolphus Busch und bildet eine Sehenswürdigkeit, die kein Fremder unbeachtet lassen sollte. Am südlichen Ausläufer des Broadway bildet diese Brauerei eine ganze Stadt innerhalb St. Louis, die sich aus etwa zweihundert Fabrikgebäuden und Wohnhäusern zusammensetzt und ungefähr fünftausend Menschen umschließt. Das Wasser, das zum Brauen des Bieres dient, wird nicht vom Mississippi, in dessen unmittelbarer Nähe dieser Stadtteil liegt, sondern vom Missouri hergeleitet, zweimal filtriert, außerdem gekocht, und dann erst zur Zubereitung des Getränkes verwendet. Unter der Bezeichnung Anhäuser Busch-Bier hat es in Amerika eine große Verbreitung gefunden, wegen seines erfrischenden und lieblichen Geschmacks,

und seinen Erzeuger in die Lage versetzt, inmitten seiner Unternehmungen, von fürstlichem Luxus, aber auch von echtem Kunstgeschmack umgeben, ein beneidenswertes Heim zu führen.

Herr Busch, der nicht nur von Geburt ein Deutscher ist, sondern auch jeden Sommer auf seiner Besitzung am Rhein verlebt, ist mit seiner Hilfsbereitschaft und seiner weit ausgedehnten Gastfreundschaft zu einem wichtigen Faktor für die gedeihliche Entwicklung der Weltausstellung in St. Louis geworden. Ohne seine Mitwirkung wäre sicherlich auch das Tiroler Alpenpanorama nicht zustande gekommen, dessen Ausführung in den geschickten und eifrigen Händen des Berliner Ingenieurs Hermann Knauer lag. Mit unerschöpflicher Arbeitskraft, die sich an Schwierigkeiten mannigfacher Art nur umso zäher aufrichtete, mit kluger Berechnung all der Umstände, die für den Erfolg den Ausschlag gaben, und einer glücklichen Gabe von Menschenfreundlichkeit und Humor hat Herr Knauer dies Werk wie so viele andere Schöpfungen, die seinem unermüdlichen Streben als Bauunternehmer zu danken sind, zu Ende geführt und dem Publikum vollstes Interesse daran eingeflößt.

Innerhalb dieses Tiroler Panoramas, das uns umgibt, finden wir eine Anzahl großer und kleiner Räume zur Aufnahme einer vieltausendköpfigen Menschenmenge. In dem erwähnten alten Schlosse

befindet sich in Form eines langgestreckten Rechtecks eine Festhalle, deren Wände ein imponierendes, gewölbtes Dach mit hübschen Deckenmalereien tragen, während die Seiten mit bildnerischem Schmuck und Säulenumgängen versehen sind. Das Ganze macht in seiner lebhaften und doch einheitlichen Farbenwirkung einen warmen, angenehmen Eindruck, namentlich des Abends, wenn unterhalb der Bogen und auf den Gallerien, sowie an den Fensternischen und auf dem Orchester, wo regelmäßige Konzerte veranstaltet werden, zahllose elektrische Lichter aufblitzen.

Die in großer Zahl angebrachten Ventilatoren dienen dazu, während des Sommers aus den Kühlräumen im Keller beständig frische Luft zuzuführen. Unmittelbar damit sind aber auch Heizvorrichtungen verbunden, die im Herbst, da die Ausstellung bis Ende November dauern soll, nicht zu entbehren sein werden. Die Wirtschaft innerhalb dieser Räume führt mit bewährter Sachkenntnis und Zuverlässigkeit Herr Lüchow aus New-York, dessen behagliches Restaurant in der Nähe des Union Square von jedem Deutschen in der amerikanischen Metropole gekannt und geschätzt wird und der wegen seiner trefflichen Charaktereigenschaften sich bei unseren Landsleuten allgemeiner Sympathien erfreut.

Das Innere des Tiroler Schlosses, zu dem man gleich beim Betreten des Panoramas gelangt,

enthält noch mancherlei Ueberraschungen und Zerstreuungen. Am meisten Freude pflegt die Fahrt auf einer kleinen Eisenbahn zu machen, die uns zuerst durch einen Tunnel und dann nach Jenbach, dem Achensee, dem Zillertal und Mairhofen führt, wobei eine von Eis und Schnee bedeckte Berggruppe den Abschluß bildet. Der Königssee, Innsbruck und Salzburg werden ebenfalls in wohlgelungenen Bildern vorgeführt und die bayrischen Königsschlösser Linderhof und Neu-Schwanstein erwecken eine Fülle von romantischen Empfindungen und Erinnerungen an königlichen Glanz und tragisches Menschenschicksal.

Für diese Anregungen von Seele und Phantasie wird in St. Louis im Hinblick auf unsere Heimat ein ganz neuer Boden geschaffen, namentlich bei den Frauen und Mädchen, die sich gegenüber der prosaischen Geschäftsarbeit der Männer nach einem Ruheplätzchen für ihre Gemütsbedürfnisse umsehen. Bei dem Eroberungszug, den Deutschland auf der Weltausstellung in St. Louis unternimmt, darf man die Wirkung des Tiroler Alpenpanoramas auf die große Masse des Publikums, dem die Maschinen zu geräuschvoll, die wissenschaftlichen Darbietungen zu hoch, die Malerei zu tief und die Skulptur zu nackt ist, keineswegs unterschätzen.

Das Gesamtbild.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Gebäude einer Weltausstellung, die schnell entsteht und

wieder vergeht, nicht aus dauerhaftem Material hergestellt sein können. Die meisten von ihnen müssen als Theaterdekorationen angesehen werden, bei denen man zufrieden ist, wenn sie so lange vorhalten, wie das Interesse dauert, das durch sie hervorgerufen wird. In unserem gemäßigten Klima, wo sich der Uebergang der Jahreszeiten allmählich vollzieht, kann man sich im allgemeinen darauf verlassen, daß die Vergänglichkeit solcher Schöpfungen durch unvorhergesehene Zufälligkeiten nicht noch mehr verkürzt wird.

Anders liegt die Sache in einem Lande wie Nordamerika, wo selbst unter einem Breitegrade von Unteritalien der Winter weit schärfer als bei uns einsetzt und der Sommer sich zu einer Glut steigert, die uns unerträglich vorkommt. Das Klima in einem Gebiet wie St. Louis wird ebenfalls dadurch bestimmt, daß das Land nach Norden wie nach Süden offen liegt, Kälte und Wärme sich unvermittelt ablösen und Naturerscheinungen sich mit ungewöhnlicher Heftigkeit entladen. Die Schneewehen, die Mitte April in der Ausstellungsstadt erfolgten, die Regengüsse, die unaufhaltsam herniedergingen, bildeten nur eine schwache Probe von dem, was die Bewohner von St. Louis an ähnlichen Ueberraschungen erlebt und immer wieder zu erwarten haben.

Das Furchtbarste dieser Art ereignete sich Ende Mai 1896, als in der Stadt ein Wirbelwind losbrach, der zehntausend Häuser abdeckte, fünfhundert

Menschen das Leben kostete und eine Verwüstung ohnegleichen hervorrief, obwohl der „Tornado", wie er hier genannt wird, nur wenige Minuten dauerte. Vor mir liegt ein Album mit Illustrationen, das die in deutscher Sprache erscheinende „Westliche Post" damals herausgab und aus dem man erkennen kann, daß die Erinnerung an jenes schreckliche Ereignis die beispiellose Katastrophe in keiner Weise übertrieben hat.

Man traut seinen Augen nicht, wenn man sieht, wie der Tornado ganze Straßenecken zum Einsturz brachte, wie er die Mississippi-Dampfer in elende Wracks verwandelte, auf den Promenaden die Wagen zu wüsten Haufen aufeinandertürmte, Brücken und Kirchtürme niederriß. Die Menschen wurden geradezu durch die Luft getragen, die Bäume in den Parks mit den Wurzeln ausgerissen und weit fortgeschleudert, und in den Wohnungen, wo die Fenster und Türen durcheinander klirrten und krachten, Möbel und Teppiche chaotisch durcheinandergeworfen. Nur mit Schrecken denkt man daran, daß eine solche schauerliche Naturgewalt sich während dieses Weltausstellungssommers in St. Louis entladen könne.

Eine ebenso große Sorge empfindet man, namentlich seit den Bränden in Chicago und Baltimore, vor dem Umsichgreifen eines Schadenfeuers, obwohl man die größeren Gebäude an der Front wie auf den Höfen vom Dach bis zur ersten Etage mit breiten

eisernen Rettungstreppen versehen hat. Leider hat die Stein- und Eisenkonstruktion auf der Weltausstellung nur eine geringe Verwendung gefunden. Die neu gebaute Universität von St. Louis, die als Verwaltungsgebäude dient, der mittlere Teil des Kunstpalastes und das Gebäude der Bundesregierung, sind massiv, die übrigen Paläste dagegen aus Holz errichtet worden. In den meisten Fällen hat man sich nicht einmal Mühe gegeben, die hölzernen Dächer, Kreuzungen und Sparren im Innern farbig anzustreichen oder durch Behänge zu verdecken. Als die Arbeiten zur Weltausstellung in Angriff genommen wurden, erreichte der Preis für Eisenkonstruktionen eine solche Höhe, daß man vor ihnen zurückschreckte oder gar fürchtete, sie überhaupt nicht beschaffen zu können. So begnügte man sich damit, die Gebäude, wo die kostbarsten Gegenstände ausgestellt sind, auf den Innenflächen nur bis zur Viertelhöhe mit Zement zu bewerfen und das Uebrige so zu lassen, wie es der Zimmermann zurechtgeschlagen hat. Blickt man beim Durchschreiten an die Decken dieser Kunst- und Industriepaläste, so gewinnt man den Eindruck großer Stallungen von unsagbarer Nüchternheit.

Eine andere Seltsamkeit, an die man sich hier zu Lande gewöhnen muß, bildet die Tatsache, daß die Weltausstellung in der ersten Woche am Tage nur äußerst schwach besucht, gegen Abend aber fast völlig menschenleer war. Der Strom der Neugierigen,

die sich zur Eröffnungsfeier eingefunden hatten, verlief sich schnell wieder, da es in den Gebäuden selbst vorläufig nur wenig, in vielen Fällen absolut nichts zu sehen gab. Die Hotels, in denen es kurz zuvor schwer hielt, ein Zimmer, und selbst dann nur zu fabelhaften Preisen, zu erhalten, zeigten in jeder Etage eine ganze Flucht unbewohnter Räumlichkeiten. Weder in den elektrischen Wagen, noch auf der Eisenbahn, die zur Ausstellung fährt, machte sich eine besondere Steigerung des Verkehrs bemerkbar. Nur in den Tiroler Alpen und in den Vergnügungslokalen des „Pike" herrschte einiges Leben, da Etablissements dieser Art, wo man auch mit Damen erscheinen kann, für die Bewohner von St. Louis etwas Neues sind.

Das eigentliche Ausstellungsterrain wurde von ihnen aber bereits in den späteren Nachmittagsstunden so vollständig gemieden, daß man auf den weiten Flächen zwischen den Gebäuden nur Arbeiter, Angestellte, fliegende Händler und Schutzmänner erblickte. Ab und zu zog eine Truppe Indianer oder Japaner, Neger oder Bewohner der Philippinen zu der Bude, wo sie Vorstellungen geben sollten. Dann verhallte auch ihr Tritt, und man vernahm weiter nichts, so weit man sehen konnte, als das Rauschen der Kaskaden.

Aber die Leitung der Ausstellung mußte es selbst zugeben, daß auch der Wasserstnrz vor dem

Hauptpalais mit den schimmernden Seen auf das Publikum nicht die gewünschte Anziehungskraft ausübe, und entschloß sich infolgedessen dazu, dieses Schauspiel den Besuchern immer nur an zwei Abendstunden zu zeigen. Selbst der Frühling, der über Nacht eingezogen war, die Bäume mit frischem Grün bedeckte und uns endlich die Wohltat sonniger Tage bescherte, vermochte es nicht, die Bewohner von St. Louis aus ihren Wohnungen zu locken, obwohl ihnen mit der elektrischen Beleuchtung der Ausstellungsgebäude Bilder von feenhafter Pracht geboten wurden.

Am sechsten Tage nach Eröffnung der Weltausstellung fuhr ich mit mehreren Freunden nach dem deutschen Weinrestaurant zu einem Diner, bei dem etwa fünfzig Gäste, der Reichskommissar mit seinem Stabe, Großindustrielle, Aussteller, Künstler Vertreter der größeren Zeitungen erwartet wurden. Es war ein unbeschreiblicher Eindruck, als unser Wagen durch das Haupttor der „Worlds Fair" einbog, die Riesengebäude nach Sonnenuntergang nur in ihren äußeren Umrissen zu erkennen waren, all diese mächtigen Bogen, Dächer, Türme, Standbilder, Terrassen und Brücken, von unabsehbaren glitzernden Ketten elektrischer Beleuchtungskörper eingefaßt, in menschenleerer Einsamkeit vor uns lagen.

Außer dem Knarren und Rütteln des Wagens, der bald in dem weichen Boden tiefe Furchen zog,

bald über hartes Gestein hinwegfuhr, war um halb acht Uhr des Abends buchstäblich kein Laut zu vernehmen, kein Besucher zu erblicken. Die Kaskaden waren aus Sparsamkeitsgründen abgesperrt, die Orchester hatten in den Musikpavillons zu spielen aufgehört. Es herrschte um uns weit und breit völlige Todesstille in diesen langgezogenen Gassen, zwischen diesen Prunkgebäuden, an den Ufern der Teiche, auf die der blasse Schein des Mondes herabfiel. Während das elektrische Licht, das anfänglich auf halbe Stromspannung eingestellt war, plötzlich in voller Stärke aufflammte, die Gebäude noch mehr in verschwimmende Schatten verwandelte und nur kühn geschwungene leuchtende Linien, Bogen und Punkte in der Luft aufsteigen ließ, erstarb uns das Wort auf den Lippen. Die Phantasie eines Königs Ludwig II. hätte in diesem Anblick ihre höchste Befriedigung gefunden und in ihm das Ideal einer Separatvorstellung gesehen, wie sie auf dem Münchener Hoftheater wiederholt veranstaltet wurde. Es war, als ob die Geister Verstorbener in diesen Hallen umhergingen, als ob zu ihrem Gedächtnis, fernab von allem menschlichen Treiben, wie am Allerseelentag, dies Meer von Lichtern sich entzündet habe.

In dieser Beleuchtung gewannen die Statuen der Weltausstellung noch mehr Leben als am Tage. Die Entdecker und Erforscher des Louisianagebiets an der Einfassung der Kaskaden schienen vom

Postament ihrer Standbilder fragend und erstaunt über die wundersame Umgebung, in die sie geraten waren, um sich zu blicken, in der Erwartung, daß das Monument der „Freiheit", welche der „Unwissenheit" den Schleier fortzieht und die „Gerechtigkeit" ihnen und „Wahrheit" unter ihren Schutz nimmt, das Rätsel ihrer plötzlichen Wiedererweckung löse. Die Gruppen spielender Kinder, die an dieser Stelle nur einen Sinn haben, wenn die Wasser rauschen, hatten den Charakter des Starren und Toten angenommen.

Viele von diesen Figuren wollen nicht nur allgemeine symbolische Beziehungen ausdrücken, sondern den Kulturgedanken, der die Entwicklung Nordamerikas leitet, charakteristisch veranschaulichen. Eine nackte Frauengestalt eilt hinter einem erschöpft zusammenbrechenden Büffel einher. In der linken Hand hält sie einen Speer, in der rechten eine Schlinge, um sie dem Tier um den Hals zu werfen. „Das Schicksal des roten Mannes" wird in einer anderen Gruppe dargestellt, in der eine Indianerfamilie ängstlich um sich blickt und die Flucht ergreift.

Am fesselndsten wirkt die Reiterstatue des Sioux-Häuptlings auf der St. Anthony Plaza zwischen den Gebäuden für Industrie und Transportwesen. Wir erblicken einen Häuptling des Indianerstammes vor uns, der in früheren Zeiten das Louisianagebiet beherrschte und von den Weißen immer weiter in seine Prärien zurückgedrängt wurde. Der wilde

Sohn der Natur sitzt so, wie ihn Gott erschaffen hat, auf seinem Roß, mit dem er verwachsen zu sein scheint. Er hat sein treues Tier durch plötzliches Anziehen der Zügel und einen heftigen Druck der Schenkel zum Stehen gebracht, sodaß seine Hinterbeine zusammenknicken und seine Vorderhufe sich gegen den Boden stemmen, als tue sich vor ihm ein Abgrund auf. Der Häuptling wird als solcher durch einen phantastischen Kopfputz von langen Federn charakterisiert, den er wie einen nach rückwärts gestülpten Helm trägt. Der Ausdruck seines Gesichts atmet wild ausbrechende Wut über das Vordringen des weißen Mannes, dem er seine erhobene Rechte drohend entgegenstreckt. Der Kampf der Eingeborenen gegen die unaufhaltsam vordringende Zivilisation auf amerikanischem Boden läßt sich schwerlich glücklicher und volkstümlicher ausdrücken, als es in dieser Statue geschehen ist.

Hübsch wirken auch die Gestalten der Cowboys, der amerikanischen Hirten, als Einzelfigur und als wild bewegte Gruppe. Wir sehen einen solchen Burschen, wie er sich vor seinem Pferde auf den Boden gelegt hat und unter seinem breitkrämigen Hut aufmerksam in die Ferne lugt. Die „tollen Cowboys" stellen vier dieser Gesellen dar, die mit übermütig dreinschauenden Gesichtern auf ihren Pferden einherrasen und ihre Revolver gleichzeitig in die Lüfte abschießen.

Wir suchen ferner das Reiterstandbild des Franzosen Sieur La Salle, des ersten, der den Mississippi von dem hinzuströmenden Illinois bis zu seiner Mündung in den Golf von Mexiko 1682 zuerst genau kennen lernte und das Ländergebiet, das er unter den größten Schwierigkeiten durchforscht hatte, für den damaligen König von Frankreich, Ludwig XIV., als Eigentum beanspruchte und nach ihm taufte. Aber der Zufall, der ihn zuerst so unverhofft beglückt hatte, ließ ihn bald darauf im Stich, als er wieder, diesmal aber an der Spitze einer Militärtruppe, in das ferne Gebiet hinauszog, um das von ihm durchstreifte Land für die Krone Frankreichs nun auch tätsächlich in Besitz zu nehmen. Er konnte die Mündung des Mississippi, als dessen Herrn er sich bereits fühlte, zum zweitenmal nicht finden, machte immer erneute Anstrengungen, das verfehlte Ziel schließlich doch zu erreichen, verlebte in dieser Hoffnung zwei Jahre und kam schließlich nach Texas, wo er bei einer Meuterei von seinen eigenen Leuten erschlagen wurde. Sieur La Salle sitzt hoch aufgerichtet, mit Schwert und Helm in der rechten Hand, auf seinem Pferde und begrüßt die Gäste, nachdem er durch die Erforschung des riesigen Stromes der menschlichen Kultur eine neue, sich endlos hinziehende Straße eröffnet hat.

Von allen Gruppen auf den Giebeln der Paläste, von der Statue des „Friedens" auf der Säule des

Louisiana-Ankauf-Denkmals, zwischen der Jünglingsgestalt, die mit dem Adler zu Füßen wie aus den Wolken herniederschwebt und das ewige Wogen des Atlantischen Ozeans versinnbildlicht, und der Frauengestalt mit dem Albatros, die an das größte Meeresgebiet der Erde, den Stillen Ozean, erinnert, an kleineren Schöpfungen der bildenden Kunst, einem Knaben mit einem jungen Eisbären, einer Mädchenerscheinung mit einem Wasservogel vorbei, ergießt sich die schimmernde Pracht der elektrischen Beleuchtung.

Aber alles um uns her ist geisterhaft, leer und tot. Es fehlen die menschliche Seele, das freudige Interesse neugierig schauender und fragender Zuschauer, der zustimmende Beifall einer fröhlichen Menge. In dem Kuppelsaal des deutschen Weinrestaurants versammeln wir uns und schauen durch die Fenster auf diese feenhafte Beleuchtung, die wir von dem Hügel des deutschen Hauses in ihrem ganzen Umfang überblicken können, während der Wind an den Türen rüttelt, die draußen stehenden Palmenbäume zur Erde neigt und ein langsam heraufziehendes Gewitter sich in zuckenden Blitzen entladet.

Eine Weltausstellung, die auf viele Millionen Menschen berechnet ist und selbst in der ersten Woche nur wenige Tausende anlockt, bei der man sich immer wieder fragt, wie sie sieben Monate hindurch

auf der anfänglich erreichten Höhe erhalten werden soll, bildet ein Rätsel für Liebhaber und Kenner. War es der bloße Ehrgeiz, der die Bewohner von St. Louis zu dieser ungeheuren Kraftanstrengung angespornt hat, ein Ausdruck unbedachten Uebermuts, der sich rächen wird, wie von vielen Seiten behauptet wird, oder liegen dem Unternehmen eine vernünftige Berechnuug, eine Aussicht auf Erfolg, eine dauernde Bereicherung der Stadt in wirtschaftlicher und geistiger Beziehung zu Grunde?

In New-York konnte man es unzähligemale beobachten, wie die Weltausstellung mit scheelen Augen betrachtet, wie ihr die eigentliche Berechtigung von vornherein abgesprochen wurde. Der Neid, den die einzelnen Städte und Staaten in Nordamerika auf ihre gegenseitige Entwicklung empfinden und zur Schau tragen, erinnert in vieler Beziehung an die mittelalterlichen Kämpfe zwischen den Republiken Italiens, nur daß gegenwärtig mit anderen Waffen gekämpft wird. Ob dem Mutigen wieder einmal die Welt gehören wird — das ist die Frage.

Die deutsche Kunstausstellung.

Im Erdgeschoß des Deutschen Hauses ist nunmehr das Pressezimmer seiner Bestimmung übergeben worden. Es stellt einen behaglichen, angemessen eingerichteten Raum dar, in den das Tageslicht von zwei Seiten durch große Fenster eindringt und der

abends elektrisch beleuchtet wird. Amerikanische Schreibtische mit Schiebefächern, Büchergestelle, Ledersophas und -Stühle sind hier unsern Zeitungskorrespondenten zur Verfügung gestellt. Der größte Vorzug dieses Zimmers besteht aber darin, daß in ihm eine himmlische Ruhe herrscht, die man nach dem vielen Sehen und Herumlaufen nicht dankbar genug empfinden kann.

In Paris hatte man vor vier Jahren ein ähnliches Zimmer neben dem Trottoir roulant eingerichtet, dessen ununterbrochenes Rattern jede Sammlung von Eindrücken und Gedanken von vorneherein unmöglich machte. In dem gemütlichen Eckraum des Deutschen Hauses in St. Louis werden sich die Berichterstatter jedenfalls viel wohler fühlen. Durch die Fenster blickt man auf den malerischsten Teil der Weltausstellung, das runde Mittelgebäude, in dem sich ein Konzertsaal für mehrere tausend Personen befindet, mit den herabstürzenden Kaskaden.

Während im deutschen Reichstage die Frage über die Beteiligung unserer Kunst in St. Louis zu lebhaften Auseinandersetzungen Anlaß gibt, öffnen sich im linken Flügel des Gebäudes der „fine arts“ zum erstenmale die Türen. Durch die Säulengänge, wo die einzelnen Staaten durch Figuren von Frauen und Männern in verschiedener Haltung symbolisch dargestellt sind, begibt sich das Publikum zwischen eben fertig gestellten Gartenanlagen in die deutsche

Kunstabteilung. Das Schmerzenskind unserer Verwaltung wird mit Neugierde und Interesse und nicht ohne leidenschaftliche Anteilnahme für oder gegen die Richtung betrachtet, die sich darin ausdrückt. Der Spezialkatalog dürfte erst in mehreren Wochen ausgegeben werden, und von den Besuchern quälen sich viele damit ab, die Namen der Künstler und den Gegenstand ihrer Darstellung herauszufinden.

Geschmack und Urteil über Gemälde und Skulpturen liegen hier noch sehr im Argen. Die meisten haben keine eigene Meinung, sondern sprechen nach, was sie von anderen hören. Man hätte ihnen zu Hilfe kommen und jedem Werk einen Zettel beifügen sollen, auf dem deutlich zu lesen ist, von wem es herrührt und was es bedeutet. Sechzehn Räume, in Ausdehnung und Inhalt sehr verschieden, reihen sich aneinander. Nur die Minderheit weiß das Interesse an dem Stoff von dem künstlerischen Wert des Einzelnen zu unterscheiden. Man muß diese Sachlage betonen, um zu erkennen, was bei unserer Kunstausstellung in St. Louis erreicht und unterlassen worden ist.

Im ersten Zimmer fällt das Auge des Beschauers zur Linken auf das große Porträt des deutschen Kaisers mit dem lang herabwallenden Hermelinmantel und allen Symbolen seiner Herrschermacht, wie es Ferdinand Keller gemalt hat, und zur Rechten, dem vorigen gegenüber, das Gemälde von Fritz

August von Kaulbach, das die deutsche Kaiserin mit der Prinzessin Viktoria Luise darstellt. Neben der Eingangstür hängen Feuerbachs „Konzert" mit den vier musizierenden Frauen aus der Berliner Nationalgallerie, und Frieses Kampf der Elche. Daneben interessieren Firles Begräbniszug: „Allein auf der Welt", ein Kriegsbild von Faber du Faur, Herterichs „Heldin von Lüneburg" u. a. In der Mitte steht von Max Klein die große Bronzegruppe des Germanen, der im römischen Zirkus einen Löwen zu umklammern und zu erdrücken sucht.

Wir kommen dann sogleich in den Hauptsaal der ganzen Ausstellung, einen eindrucksvollen, großen, in Form eines Parallelogramms ausgeführten Raum. Die Wände sind in etwa ein Drittel Höhe durch eine Leiste, die vom braunen Hintergrund breit hervortritt und darüber durch einen meergrünen, von goldenen Streifen durchzogenen Anstrich belebt worden. Um das Licht zu dämpfen, das in voller Kraft eindringt, ist unter der Decke in ihrer ganzen Länge ein zarter weißer Gazeschleier gezogen. Still, warm und behaglich, das ist der Eindruck, den man von diesem Saal sofort empfängt.

Unwillkürlich zieht es mich zu dem Bismarckbilde Lenbachs, mit der goldenen Unterschrift „Inserviendo patriae consumor", hin. Den jüngst verstorbenen Meister hat man durch einen Lorbeerkranz mit schwarzer Schleife, der unter diesem

Bilde angebracht ist, geehrt. Wem auf der Welt könnten dieses gewaltige Haupt, diese flammenden Augen, diese von rastloser geistiger Arbeit und Energie durchfurchten Züge unbekannt geblieben sein? Da fragt mich ein gut gekleideter Mann mit gefälligen Manieren ganz unbefangen: „Who's that?“ Ich sehe ihn, der keine Ahnung von der einzigen Physiognomie unseres ersten Kanzlers hat, ganz bestürzt an, gebe ihm die gewünschte Auskunft und füge hinzu, daß in demselben Zimmer noch ein anderes Bismarckporträt von Lenbach hänge. Da weist er ebenso naiv wie zuvor auf das von demselben Künstler geschaffene charakteristische Bildnis unseres verehrten Dr. Hammacher hin, in dem er nun mit Bestimmtheit den Begründer des Deutschen Reiches zu erkennen glaubt, während dieser im schwarzen Ueberrock und Schlapphut auf der entgegengesetzten Seite des Saales zum zweitenmale zu sehen ist. Und als ich nach einer halben Stunde zu dieser Stelle zurückkehre, fragen zwei, drei andere Besucher der deutschen Kunstausstellung vor diesen Bismarckbildern wiederum: „Who's that?“

Hier hängen außerdem Menzels „Botenfrau“ aus dem Besitz des Geheimrats Arnhold in Berlin, sein unvergleichliches „Walzwerk“, seine „Abreise König Wilhelms zur Armee 1870“ aus unserer Nationalgallerie, der auch das Bild „Wie die Alten sungen“ von Knaus entnommen ist. Es folgen

Defreggers Porträt des Malers Gysis und die „Heimkehr des Tiroler Landsturms 1809", Paul Meyerheims „Kunstreiterparade", Gebhardts „Der reiche Jüngling", Bartels' „Mäher", „Waldfest" von Wilhelm Diez. In der Mitte des Saales befindet sich das mächtige Grabdenkmal von Reinhold Begas für den früh verstorbenen jüngeren Sohn des Dr. Strousberg mit der rührenden Frauengestalt, die sich zu dem vor ihr liegenden geliebten Toten wehmutsvoll hinabbeugt, während reizende Kinder, deren Schalkhaftigkeit von der Vorstellung an Vergänglichkeit und Grabesschauer unberührt geblieben ist, ihm zu Füßen Rosen und Kränze niederlegen.

An den Wänden stehen des Meisters Porträtbüsten von Bismarck, Moltke und Menzel. Eine Gruppe laut sprechender Amerikaner betritt den Raum. Man scheint wieder im Unklaren zu sein, was dieses Bild und jenes Porträt bedeuten sollen. Einer, der offenbar aus dem fernen Westen stammt, fuchtelt mit dem Regenschirm so beängstigend durch die Luft, daß die Aufseher ihm nicht mehr von der Seite weichen. Sie fürchten, daß er bei seinen ungeschlachten Bewegungen mit der Spitze des Schirmes durch die Leinwand eines unersetzlichen Bildes fahren oder eine der Marmorfiguren beschädigen könnte.

Durch die nächsten drei Säle können wir schneller schreiten, nachdem wir Bilder wie „Kaiser Wilhelm I. auf dem Sterbelager" von Anton von Werner,

Kuehls „Altmännerhaus in Lübeck“, Skarbinas „Alte Wiese in Karlsbad“ betrachtet haben. Der Saal IV ist mit Radierungen, Stichen und architektonischen Entwürfen behängt. In der Mitte glotzt uns Ernst Moritz Geygers Pavian mit den eingesetzten grünen Augen an, dessen Zähne in ihrem goldenen Glanz von einem amerikanischen Dentisten herzurühren scheinen und der in der rechten Pfote eine Negermaske hält.

In den folgenden Sälen hat vornehmlich Anton von Werner unser Herrscherhaus verherrlicht. Wir finden in ihnen seinen „Kaiser Wilhelm I. im Mausoleum zu Charlottenburg“, seinen „Europäischen Kongreß zn Berlin“, die Beglückwünschung Moltkes zu dessen neunzigstem Geburtstag durch unseren Kaiser und „Kaiser Wilhelm auf dem Sterbelager“, allgemein bekannte, in ihrem künstlerischen Wert oft besprochene, stark gerühmte und angezweifelte Gemälde, die uns bedeutungsvolle historische Vorgänge vergegenwärtigen. Hierzu kommen des Künstlers „Im Etappenquartier vor Paris“, „Kaiser Wilhelm bei seinen Kadetten“ und das Selbstporträt des Malers. Defreggers „Wallfahrer“, Koners Porträt von Menzel mit der goldenen Brille in der Hand, Meyerheims „Kohlenweiber im Gebirge“, Janssens „Toll und Voll“, Beckers „Karl V. bei Fugger“, Firles Triptychon „Das Vaterunser“, Kampfs „Professor Steffens begeistert zur Volkserhebung in Breslau 1813“, Josef

von Brandts „Schwedische Reiter“ und dessen „Tatarenkampf“, Geblers „Kunstkritiker im Stall“ hängen bunt durcheinander.

Die plastischen Werke, die nach St. Louis geschickt wurden, sind zunächst entweder in der Mitte der einzelnen Räume oder an den Wänden zwischen den Bildern verteilt worden. Eine Gruppe von Bildhauerarbeiten, die durch ihre Größe, ihre innere Bedeutung, die behandelten Stoffe oder die Namen ihrer Schöpfer interessieren, findet man außerdem in einem besonderen Raum vereinigt, in dem keine Bilder hängen und der sich unmittelbar an den Hauptsaal schließt. Da strecken uns der „Merkur“ von Reinhold Begas, Eberleins „Gott Vater, der Adam den Odem einhaucht“, Herters „sterbender Achill“, Höfels „Hunne“, ihre Riesenleiber von Marmor und Bronze entgegen.

Zwei der bedeutendsten plastischen Werke, die sich auf der Ausstellung befinden, wird man allerdings vergebens in der Kunsthalle suchen. Sie haben sich in das Leipziger Musikzimmer der „Varied Industries“ inmitten kunstgewerblicher Erzeugnisse geflüchtet, denen sie durch ihre Schönheit und Kraft einen weihevollen Glanz verleihen. Es sind die beiden prachtvollen Marmorbüsten von Richard Wagner und Franz Liszt, die Max Klinger geschaffen hat. Sie standen ursprünglich halb im Schatten an der Fensterseite, erhielten aber noch kurz vor Er-

öffnung dieser Abteilung durch einen glücklichen Einfall unseres Reichskommissars ihren richtigen Platz an der entgegengesetzten Wand, wo sie vom Licht voll umflutet sind und die Aufmerksamkeit und Bewunderung jedes Besuchers nachhaltig fesseln müssen. Frei von aller gewaltsamen Beschränkung seines schöpferischen Dranges, aus der Fülle seiner Kraft und Phantasie heraus, hat der Meister das Geniale und Einzige dieser beiden Männer bis zur Tiefe erfaßt und dem Marmor eine Unmittelbarkeit des Lebens verliehen, von der man wie von einer höheren Gewalt unwiderstehlich gebannt wird.

Was keine noch so monumental ersonnene Gruppe erreichen könnte, ist durch die vollendete Charakterisierung dieser beiden Köpfe in vorbildlicher und bleibender Weise durchgeführt worden. Hier hat ein Genie das andere verstanden, ihm im heißen Bemühen nachgerungen, es gleichsam vom Tode erlöst und für die Anschauung wieder lebendig gemacht. Alles scheint an diesen Köpfen von der Größe der Gedanken, die in ihnen nach Offenbarung rangen, durchdrungen, von der Unendlichkeit ihrer Phantasie durchglüht zu sein. Die überzeugende Wahrheit dieser Charakteristik hat im ersten Augenblick etwas Banges und Erschreckendes, wie das rätselhafte Dunkel des Lebens, das einen Menschen im Sturm mit sich fortträgt, bis zu einsamer Höhe und zum glorreichen Siege führt.

Man darf bei der Betrachtung dieser Kunstwerke nicht pedantisch an Einzelheiten haften bleiben, sondern muß die Harmonie zu schätzen wissen, welche diese kühnen, bis zum äußersten getriebenen Mittel der Charakteristik durchflutet. Der Sänger des „Parsifal" erscheint mit der mächtigen Ausprägung von Stirn und Hinterkopf, der höchsten seelischen Anspannung der Gesichtszüge und dem weit hervorspringenden Kinn porträtähnlich und doch übermenschlich groß vor uns, sodaß wir ihn schon nach wenigen Minuten nicht mehr anders denken können, als in der Auffassung Klingers. Das Blut hämmert in diesen Schläfen und läßt den Glanz des Lebens, das sich im künstlerischen Schaffen verzehrt, in diesen Augen hell aufleuchten. Ebenso ist Liszt von ihm in einer Weise, wie kaum jemals zuvor, dargestellt worden mit einer Mähne von Haaren, die seinen Kopf vielleicht noch gewaltiger umgibt, als es im Leben der Fall war, mit einem unsagbaren Ausdruck in den Augen und um den begehrlichen Mund, als wolle er die Welt an sich reißen. Diese beiden Büsten verwandeln den kleinen intimen Raum, in dem sie stehen, in eine festlich geschmückte Halle.

Jeder fühlt allerdings, wenn er die deutsche Kunstausstellung in St. Louis betrachtet, daß ihr die Flügel beschnitten sind, daß ihr die Jugend, das frische freudige Suchen neuer Bahnen, der Aufschwung gesunder Kräfte, fehlen, die sich nicht

fesseln lassen. Das amerikanische Publikum ist in künstlerischen Dingen freilich noch ungeschult und ohne selbständige Meinung, aber es zeigt sich auch ungemein empfänglich und lernbegierig. Man kann bei ihm neben der Bewunderung eines Werkes von ewigem Gehalt auch das Wohlgefallen an einer richtigen Schundware finden. Allein es zeigt das sichtliche und redliche Bemühen, in seinem Geschmack geführt, gehoben und geläutert zu werden. Es sehnt sich nach einem starken Arm, der die Menge auch auf diesem Gebiete vorwärts bringen kann, und bei der Schnelligkeit, mit der sich hier alles verändert, sind Ueberraschungen auch im künstlerischen Empfinden und Verstehen mehr als wahrscheinlich.

Gibt die deutsche Kunstausstellung in St. Louis auch keineswegs ein vollständiges Bild von dem Werdegang, der sich augenblicklich bei uns vollzieht, hängt sie zu ausschließlich am Vergangenen, so übt sie selbst in der Einseitigkeit ihrer Zusammenstellung eine starke Wirkung auf das amerikanische Publikum aus. Die Freude an diesem farbigen Leben, an dieser gestaltenfrohen Welt ist echt, wenn sich auch die Unterschiede zwischen dem stofflich und künstlerisch Interessanten für Viele verwischen. Aber die Anerkennung des Gebotenen ist eine so weitgehende, daß sie sich überall in neugierigem Fragen nach den Zielen und Leistungen der neuen Kunst und in dem aufrichtigen Bedauern ausdrückt, sie bei dieser Ge-

legenheit in ihren eigentümlichsten Schöpfungen, die von dem Temperament und Ringen unserer Zeit, von der Blutwärme und Sehnsucht unserer Jugend, von dem Gedanken an neue Wege und Aufgaben erfüllt sind, entbehren zu müssen.

Deutsche Unterrichts-Abteilung.

Der Besuch der Weltausstellung hat sich Mitte Mai ein wenig gehoben, ist aber doch unverhältnismäßig schwach geblieben. Nach der ersten, gewaltsam angefachten Begeisterung am Eröffnungstage trat ein merklicher Rückschlag ein, als die Vorbereitungsarbeiten, die man für vierundzwanzig Stunden eingestellt hatte, überall wieder aufgenommen, ganze Straßen aufgerissen oder mit Güterzügen befahren und viele Tausende nicht ausgepackter Kisten aufgestapelt wurden. Da kam über viele, auf deren Besuch man gerechnet hatte, eine solche Ernüchterung, daß sie lieber warten wollten, bis alles an der richtigen Stelle sein würde. Auch hält die Höhe des Eintrittspreises, ein halber Dollar, also mehr als zwei Mark, die große Menge der Ausstellung fern, und der Wunsch, daß auch der „kleine Mann" berücksichtigt werden möge, wird sich nicht zurückweisen lassen. Man wartet vorläufig, bis die Ausstellung in allen ihren Teilen fertig sein wird.

Die Folge davon ist, daß der Monat Mai im wesentlichen verloren geht. Für die Sommermonate

erwartet man bei einer Reihe von Kongressen, die vorgesehen sind, einen stärkeren Zustrom aus den verschiedenen Staaten. Aber ohne Zweifel wird sich die Hitze, die bald nach Beginn des Frühlings in St. Louis herrscht, als hemmend und schädigend für den Erfolg bemerkbar machen. Nimmt man hinzu, daß alle Sonntage in Wegfall kommen, so wird es sich bei dieser Weltausstellung darum handeln, in hundert, nach aller Voraussicht schönen Herbsttagen das herauszuwirtschaften, wofür man bei ähnlichen Unternehmungen sonst fast doppelt soviel Zeit zur Verfügung hatte.

Eine dankenswerte Annehmlichkeit ist den Besuchern durch die Eröffnung der elektrischen Straßenbahn innerhalb des Gebietes der Weltausstellung geboten worden. Dadurch hat das mächtige Terrain, das für das Auge des Spaziergängers kaum zu beherrschen ist, wesentlich an Uebersichtlichkeit gewonnen. Die Bahn beginnt nicht weit von dem Haupteingang, wo die Tiroler Alpen zu den Schaubuden des „Pike“ hinüberführen, und läuft mit ihnen parallel, um dann die einzelnen Gebäude der europäischen Staaten mit mehrfach gewundenen Linien zu umziehen. Hierauf rollt der Wagen vor dem Gebäude für Landwirtschaft in seiner ganzen Ausdehnung vorüber, um den Fahrgast mit Bewunderung für den größten weißangestrichenen Holzkasten zu er-

füllen, den unser Planet seit der naturfarbenen Arche Noah vermutlich erlebt hat.

Die Amerikaner schwelgen in Vergleichen, um die Maßstäbe, nach denen diese Bretter in ihrer Länge und Höhe aneinandergefügt sind, den Besuchern der Weltausstellung in Anschaunng umzusetzen. Eine viertel englische Meile ist das Gebäude lang und fast eine ganze hat man zurückgelegt, wenn man an der Außenseite herumgeht. Dieser Holzpalast ist nach genauer Berechnung seines Architekten, dem dabei das Herz höher schlug, zehnmal so groß wie der stattliche Madison Square Garden in New-York und umfaßt zwanzigmal soviel Grund und Boden, als das riesige Waldorf-Astoria-Hotel. Selbst die St. Peterskirche in Rom und das Colosseum sollten sich vor ihm verstecken, denn jene müßte sich verdoppeln und dieses sogar verdreifachen, um die Länge und Breite der Agrikulturhalle in St. Louis zu erreichen.

Alle Brauereien des Staates Missouri, heißt es in einem deutsch geschriebenen Führer durch die Weltausstellung, müßten Tag und Nacht auf fünf Jahre im Betriebe erhalten werden, um genügend Gerstensaft zur Füllung des Gebäudes liefern zu können. Das ist wenigstens ein schmackhafter und den Schöpfern der „Worlds Fair" mundgerechter Vergleich. Man hat nur vergessen, die Zahl der Maultiere festzustellen, die man in das Gebäude

hineintreiben könnte, denn St. Louis verfügt über den größten Markt an diesen geduldigen Vierfüßlern, die man hier an alle Arbeitswagen statt der Pferde spannt.

Die elektrische Bahn macht ferner eine lange Schleife durch den hügligen und menschenleeren Forestpark und hält bei dem „Inside Inn", einer riesigen, aus Holz errichteteten Baracke, wo Unterkunft für mehr als fünftausend Personen geschaffen ist. Das Plateau der amerikanischen Staatengebäude kommt hierauf in Sicht, und die Bahn endigt schließlich, indem sie sich immer an der Grenze des Ausstellungsgebietes hält und sich dem Palast der „Liberal arts" nähert, bei dem Haupteingang am Lindell Boulevard. Hier ist sie auf eine kurze Strecke unterbrochen, um den Verkehr auf dem Platz vor den beiden Gebäuden für Manufaktur und Industrie nicht zu beschränken. Die Wagen dieser elektrischen Bahn innerhalb der Ausstellung sind ebenso hübsch, solide und elegant gebaut, wie die Waggons der Eisenbahn, die ihre Züge nach der Stadt laufen läßt, eine menschenunwürdige Einrichtung bilden.

Ein bedeutungsvoller Moment war es, als die Glocken vom Turm des Deutschen Hauses wieder ihre feierlichen Klänge ertönen ließen und eine stattliche Schar von Gästen das benachbarte Gebäude für „Education and social Economy" betrat, um

der Eröffnung unserer Unterrichtsabteilung beizuwohnen. Mit der Vollendung dieser schwierigen Arbeit war der Beteiligung Deutschlands an der Weltausstellung in St. Louis der Schlußstein eingesetzt. Nach etwa dreistündigem Rundgang durch die einzelnen Abteilungen durften wir im deutschen Weinrestaurant auf die Schöpfer dieses Werkes mit einem Glase köstlich zubereiteter Pfirsichbowle anstoßen. Als wir hierauf den Kaffee im Deutschen Hause einnahmen und in der Eichenholzgallerie versammelt waren, entsprach es dem allgemeinen Gefühl der Gäste, daß Präsident Francis den deutschen Kaiser in warm empfundenen Worten leben ließ und ihm zur glücklichen Vollendung der deutschen Ausstellung gratulierte.

Empfanden wir es bereits als eine Anstrengung, die lange Wanderung von einem Raume zum anderen unternehmen, dabei angespannt schauen und hören zu müssen, so durften wir umso dankbarer der hingebenden Arbeit der Männer gedenken, die monatelang auf ihren Plätzen ausharrten und nicht verzagten, obwohl ihnen ihre Tätigkeit oft sauer genug gemacht wurde. Der Inhalt von nicht weniger als elfhundert Kisten mußte ausgepackt und aufgestellt werden, und zwar unter klimatischen Verhältnissen, mit denen niemand vorher gerechnet hatte. Als die Schneemassen und Regengüsse an verschiedenen Stellen durch das hölzerne

Dach brachen und man sich mit den kostbaren Apparaten eiligst ins Trockene retten mußte, als Ende Februar eine Kälte von 25 Grad Celsius herrschte, bei der die Finger so steif wurden, daß sie nicht einmal den eigenen Namenszug aufs Papier setzen konnten, gehörte viel Entschlossenheit dazu, den Mut nicht sinken zu lassen. Aber auch dieser Teil der deutschen Ausstellung wurde zu einer Zeit fertiggestellt, als die meisten anderen Nationen aus dem Gröbsten noch nicht heraus waren. Graf Limburg-Stirum hat bei dem Aufbau dieser Abteilung viel Eifer, Umsicht und Geschick gezeigt.

In dem Ehrenhof der Unterrichtsabteilung erblicken wir die Büste des deutschen Kaisers mit der Prachtausgabe der Werke Friedrichs des Großen, die von der Berliner Akademie der Wissenschaft veranstaltet worden ist. Auf dem Büchertisch liegt das von Professor Lexis herausgegebene Werk aus, das in vier Bänden das gesamte Gebiet des deutschen Unterrichtswesens von den Universitäten und technischen Hochschulen bis zu unseren Volksschulen ausführlich schildert. Durchschreiten wir diese Empfangshalle, so zeigt uns die deutsche Altertumsforschung ihre neuesten Errungenschaften. Die in Syrien, Babylon und Aegypten gemachten Funde sind planvoll aneinandergereiht und in bildlicher Darstellung so veranschaulicht, daß auch der Laie ihnen volles Interesse zuwenden und ihren Wert für diese be-

deutungsvollen Epochen der Weltgeschichte verstehen kann. Eine besondere Abteilung nimmt die wieder erbaute Saalburg, das römische Kastell, ein, dessen Erforschung durch den deutschen Kaiser eine so wesentliche Förderung erfahren hat und von dem wir Gebrauchsgegenstände und Waffen aller Art in reicher Auswahl zu sehen bekommen.

Ein besonderer Hörsaal mit Verdunkelungsvorrichtungen ist in diese Abteilung eingebaut worden, zur Aufstellung des Projektionsapparates mit Dreifarben-Aufnahmen, wie ihn Professor Miethe von der technischen Hochschule in Charlottenburg konstruiert hat. Bereits im vorigen Winter hatte dieser Gelehrte Gelegenheit, zuerst vor dem deutschen Kaiser, dann vor einer Gesellschaft im Saal des Kultusministeriums diese wundervolle Erfindung vorzuführen, bei welcher nordische und italienische Landschaften, Genre-, Gruppenbilder und Porträts in allen Abstufungen farbigen Lebens bis zur vollendeten Täuschung, als ob es sich um die volle Wirklichkeit handle, den Beschauern vor die Augen traten. Damals lernten wir hundert solcher Dreifarbenbilder Rot, Blau und Gelb kennen, bei denen wir auf kaum erklärliche Weise im Verlauf von Minuten nach den Fjorden Norwegens, den lieblichen Tälern der Mosel und den Seen Oberitaliens, zu Männern und Frauen aus dem Volk in ihrer täglichen Beschäftigung versetzt wurden. Auf der Weltausstellung in St. Louis wird

die Zahl dieser Vorführungen jedoch verdreifacht und dadurch ein kostbares Anschauungsmaterial geboten werden, wie es in dieser Lebendigkeit des Ausdrucks und der Originalität der Ausführung bisher noch nirgends geschaffen worden ist. In diesem Hörsaal sollen aber auch wissenschaftliche Vorträge über andere Gebiete, sowie Vorführungen von Präparaten stattfinden, die sich vor einem größeren Publikum in allgemein verständlicher Weise erläutern lassen.

Es reihen sich aneinander die biologische Abteilung mit einer Zusammenstellung der Instrumente, die an unseren höheren Unterrichtsanstalten verwendet werden, und einer umfassenden Sammlung anatomischer Präparate, die botanische, mit einer genauen Darstellung des botanischen Gartens, der in Dahlem seiner Vollendung entgegengeht, die medizinische mit den Krankheitserscheinungen des inneren und äußeren Menschen und den Mitteln zu ihrer erfolgreichen Bekämpfung, beide in der denkbar genauesten Nachbildung und Darlegung des operativen Vorganges. Es folgt die chemische Abteilung in ihrer unendlichen Ausbreitung über alle Gebiete des Organischen und Anorganischen mit den Apparaten für den Bedarf in unseren Laboratorien, den wissenschaftlichen und technischen Präparaten, die so unmittelbar ins praktische Leben und seine sich beständig steigernden Anforderungen eingreifen. Hier sehen wir den menschlichen Geist in rastloser Arbeit bemüht, in das Innere

der Natur immer tiefer einzudringen und den Kampf gegen die hinterlistigen Feinde unseres Geschlechts, wie sie in Wucherungen und Rückbildungen einzelner Organe, in verheerenden Seuchen, in der Luft und dem Wasser immer wieder entstehen, aufzunehmen und siegreich durchzuführen. Im Röntgen-Kabinett sind die Apparate der Firma Siemens und Aufnahmen einzelner Gelehrten zu sehen. Vieles entzieht sich dabei naturgemäß dem Verständnis des Einzelnen, der an all diesen Schränken vorüberschreitet, doch ist dem Bedürfnis der Anschaulichkeit überall nach Kräften Rechnung getragen, auch die geschichtliche Entwicklung der Wissenschaft betont worden, sodaß wir den Weg von einer alchemistischen Werkstatt des Mittelalters bis zu den Einrichtungen des Liebigschen Laboratoriums mühelos und mit reichem Gewinn für Anschauung und Belehrung zurücklegen können.

Von höchster Bedeutung und allgemeinstem Interesse für jeden, dem die Heranbildung unserer Jugend am Herzen liegt, ist die Ausstellung des Unterrichtswesens auf den höheren und unteren Schulen. Freilich ist ihr kein so großer Raum wie auf der Columbia-Ausstellung in Chicago eingeräumt worden, wo man dies Gebiet fast in seiner ganzen Ausdehnung überblicken konnte. Dafür treten aber die Bestrebungen der Schulreform, die seitdem mit so bemerkenswerter Entschiedenheit eingesetzt und so verheißungsvolle Bahnen betreten hat, in St. Louis

umsomehr in den Vordergrund. Man hat die Leitung dieser Abteilung in die Hände des Professors Bahlsen gelegt, der für diese Aufgabe besonders berufen erschien, weil er mit der Kenntnis der pädagogischen Einrichtungen in Deutschland ein nicht gewöhnliches Verständnis amerikanischer Zustände verbindet und infolgedessen genau beurteilen konnte, was für das dortige Publikum lehrreich und interessant ist. Im Winter 1902 auf 1903 hat Bahlsen am Teachers College der Columbia-Universität vor Kandidaten des höheren Lehramts in New-York eine Reihe von Vorträgen über unsere deutsche Schulreform gehalten und dabei Anschauungen vertreten, für die er in der Unterrichtsausstellung in St. Louis nunmehr die Belege beibringt.

Unsere Reformschulen, die zunächst durch mehrere Klassen einen gemeinsamen Lehrplan verfolgen, dann aber eine Teilung des Unterrichts entweder im Sinne des Gymnasiums oder mit stärkerer Betonung des fremdsprachlichen und naturwissenschaftlichen Elements ermöglichen, werden durch das Goethe-Gymnasium und die Musterschule in Frankfurt a. M. vertreten. Für das System des Realgymnasiums und der Realschule sind charakteristische Beispiele den Lehranstalten in Bochum, Kreuznach und Berlin entnommen. Das evangelische Knabenpädagogium in Godesberg veranschaulicht das Muster einer Privatschule. Als etwas ganz neues gegenüber der Weltausstellung in

Chikago erscheint ferner die Sophienschule in Hannover, das Beispiel einer höheren Mädchenschule mit Gymnasialkursen, welche die Berechtigung zum Universitätsstudium verleihen.

Ebenso ist es dem Besucher der Weltausstellung möglich gemacht, die Einrichtungen unserer Volks-, Gemeinde- und Dorfschulen, ferner der Taubstummen-, Idioten- und Blindenanstalten kennen zu lernen. Modelle und Abbildungen führen uns zu Schulhäusern und Turnhallen, zu den Erholungsstätten der Jugend beim Spielen und Spazierengehen, Baden und Rudern, zu den Fröbelschen Kindergärten. Die ausgelegten Schülerhefte lassen unmittelbar erkennen, wie die geistigen Anregungen, die von den Lehrern ausgehen, sich in den Köpfen der heranwachsenden Jugend mannigfaltig wiederspiegeln.

Hervorragend ist Deutschland auch in dem großen Gebäude für Transport vertreten. Wie es nicht anders zu erwarten war, haben unsere beiden großen Schiffahrtsgesellschaften in Bremen und Hamburg auch bei dieser Gelegenheit, wie vor vier Jahren in Paris, erlesene Proben ihrer Leistungsfähigkeit geboten, mit der sie überall, wo Meere gekreuzt und Handelsbeziehungen gepflegt werden, sich den ersten Rang gesichert und die Bewunderung aller Nationen errungen haben. Die Hamburg-Amerika-Linie gibt durch Modelle des Lichtschachts

und des Speisesaals eine Anschauung von den prächtigen Einrichtungen ihres Schnelldampfers „Deutschland", den sie in Bezug auf Ausdehnung, Glanz der inneren Einrichtung und Zuverlässigkeit der Maschinenanlage bisher selbst nicht zu übertreffen vermochte. Als willkommene Ergänzung hierzu finden wir ein Modell der großen Anlage für Auswanderer in Hamburg beim Abschied von der alten Heimat, eine Karte, auf welcher alle Linien dieser Gesellschaft eingezeichnet sind, und mehrere andere bildliche Darstellungen, die sich auf den Betrieb der Dampfer bei der Verbindung weit entlegener Küstengebiete beziehen.

Der Norddeutsche Lloyd beruft sich der Ausstellung der Hamburger Linie gegenüber auf den vor sieben Jahren gebauten und in seiner Trefflichkeit allgemein anerkannten Schnelldampfer „Kaiser Wilhelm den Großen" und das größte, prunkvollste, sowie in seinen maschinellen Einrichtungen vollendetste Schiff, das gegenwärtig dem Passagierverkehr überhaupt dient, den erst vor einem Jahre in Dienst gestellten „Kaiser Wilhelm II.", dem wir ein besonderes Kapital gewidmet haben. Von beiden Dampfern, sowie von den neuen großen, in Eisen ausgeführten Pieranlagen in Hoboken bei New-York sind hier Modelle ausgestellt. Sie erfüllen die Bewohner von St. Louis und die Gäste ihrer Weltausstellung mit Staunen über die mit

nichts zu vergleichende Höhe, welche unsere beiden Schiffahrtsgesellschaften in einem Konkurrenzkampf erreicht haben, wie er ruhmvoller für den deutschen Namen und gewinnbringender für den Weltverkehr nicht gedacht werden kann.

Die deutsche Forstausstellung, die dem Reichtum der Vereinigten Staaten gegenüber allerdings keinen leichten Stand hat, erfreut durch eine seltene Sammlung von Geweihen nach den Arten von Hirschen, die bei uns vertreten sind, durch Vorführung der Mittel, die den Wald gegen elementare Ereignisse, wie Stürme und Feuersgefahr, schützen sollen, und eine Menge bildlicher Darstellungen. Die Gruppe der Landwirtschaft hat es sich zur Aufgabe gestellt, die einzelnen Stufen des Unterrichts auf den verschiedenen Schulen, die Gewinnung von Marschland, die Verbesserung des Bodens und die Ergebnisse der Moorkultur zu veranschaulichen.

In der Abteilung für Nahrungsmittel in Deutschland sind innerhalb eines Raumes, der mit seiner weißen und goldenen Ausschmückung angenehm ins Auge fällt, die großen Münchener und anderen Brauereien mit ihrem weltberühmten Gerstensaft, die königlichen Brunnenverwaltungen in Ems, Langenschwalbach und Schlangenbad mit ihren Mineralwassern, daneben viele andere Firmen mit Schokolade und Süßigkeiten aller Art vertreten, während uns aus Ecken, die von Künstlerhand charakteristisch aus-

geschmückt sind, und aus Schaukasten mit Weinlaub zahllose Köpfe von Flaschen anlächeln, die mit den edelsten Gaben vom Rhein und von der Mosel angefüllt sind.

Was wir an unseren Kolonien in Ostafrika besitzen, lehrt uns eine Sammlung von landwirtschaftlichen Erzeugnissen, Mineralien, Hausgeräten, Elfenbein, Tropenausrüstungen, Büchern und Karten, für welche Dr. Hugo Hardy erfolgreiche Reisen in diesem Lande unternommen und die er in einem Raume zusammengestellt hat, wo in den Bekleidungen der Türen und Wände, in den Malereien und Ausschmückungen der Nischen alles in höchst charakteristischer Weise an unser junges Kolonialland erinnert.

In dem Gebäude für Bergbau steigen wir, wenn auch nicht in Wirklichkeit, so doch hinsichtlich des Anschauungsgebiets, das sich uns eröffnet, in die Tiefe der Erde hinab, um das geheimnisvolle Leben des Bergmannes mit den Erzen und Kohlen, den vielfachen Gefahren, die ihn umgeben, und den Maßnahmen, die zur Sicherstellung seines Lebens ersonnen worden sind, kennen zu lernen, wobei auch die Arbeiterfürsorge bei der Veranschaulichung der Kruppschen Anstalten in Essen zur verdienten Beachtung gekommen ist.

Die Staatengebäude.

Im südöstlichen Teil der Weltausstellung, auf einem Plateau, das auf drei Seiten von den An-

lagen des Foreſtparks begrenzt wird und ſich auf der vierten bis in die Nähe des deutſchen Hauſes erſtreckt, haben die einzelnen Staaten der nordamerikaniſchen Republik ihre Gebäude errichtet. Sie ſind in einem Winkel nahe an einander gerückt und ſcheinen ſich gut zu verſtehen, wie es den Angehörigen einer großen, blühenden Familie zukommt. Soviel ſie auch im einzelnen Neid und Eiferſucht auf einander empfinden mögen, ſind ſie doch im ganzen und großen feſt mit einander verwachſen und wiſſen, daß jeder Fortſchritt, wo er auch aufſpringen mag, die Blutwärme und Energie des ganzen Staatskörpers erhöht.

Durchſchreitet man dieſes Gebiet, ſo empfindet man etwas von einer Reiſe durch die Vereinigten Staaten, bei welcher die Tage zu Minuten und die Wochen zu Stunden verkürzt werden. Im ſchnellſten Wechſel der Eindrücke verſetzt uns dieſe Wanderung von dem atlantiſchen nach dem ſtillen Ozean, von der kanadiſchen Grenze bis an den Meerbuſen von Mexiko, aus der Nähe des nördlichen Eismeeres bis zu Gegenden von tropiſcher Vegetation. Die Entfernungen ſchrumpfen dabei zuſammen und ihre Ueberwindung vollzieht ſich in Form eines angenehmen Spaziergangs. In jedem dieſer Staatengebäude iſt ein Gedanke, der für das betreffende Land charakteriſtiſch erſcheint, zum Ausdruck gekommen, ſei es in der Verwendung des Materials und der architek-

tonischen Gliederung, sei es in der inneren Ausschmückung der Räumlichkeiten.

Der praktische Sinn der Amerikaner hat aber auch dafür Sorge getragen, daß diese Häuser, etwa vierzig an der Zahl, den Besuchern der Weltausstellung nicht nur als Schaustücke Erinnerungen an ihre engere Heimat bieten. Sie sollen zugleich Erholungsstätten mit allem häuslichen Behagen bilden und zu häufiger Wiederkehr anlocken, ohne daß man für ihren Besuch etwas zu entrichten hat. Sie sind zum Teil als Villen und Klubhäuser gedacht, in denen man die Stunden angenehm verträumen, Freunden und Bekannten begegnen und neue Kraft zu den ermüdenden Wanderungen durch die „Worlds Fair" schöpfen kann.

Wenn der Sommer in St. Louis überhaupt erträglich wäre, könnte es nur durch diese freundlichen, hoch und möglichst im Schatten gelegenen Häuschen geschehen, die von der dicken Luft der Stadt und dem Qualm der Maschinenhäuser sich in angenehmer Entfernung halten. Sie sind in vielen Fällen nach drei Seiten mit bequemen Veranden versehen, über die das Dach breit hervorspringt und die durch schmucke Einfassungen von der Straße zierlich abgegrenzt werden. Gartenbänke, Schaukelstühle, kleine Tische laden in den Ruhestunden zum Lesen und Plaudern ein. Das Hauptgemach in der Mitte ist mit wertvollen Teppichen bedeckt, die Wände sind

mit hübschen Stofftapeten behängt, von denen sich Bilder, Figuren und Nippes aller Art abheben. Jede Nische hat ihre bestimmte Einrichtung, sodaß das ganze wie eine bis zum kleinsten fertige, liebevoll eingerichtete Sommerwohnung wirkt.

Alle Häuser haben eine verschwenderische elektrische Beleuchtung, zum Teil mit prächtigen Kronen und Gehängen erhalten. Charakteristisch sind ferner eine Menge Schreibtische, an denen man den nötigen Vorrat an Papier, Federn und sonstigem Zubehör findet. Ueber weiche Teppiche schreitet man die Treppen bis zum zweiten und dritten Stockwerk empor, wo man bequeme und saubere Erfrischungs- und Toiletteräume findet. Ein kleiner Aufzug dient dazu, Speisen und Getränke von einem Stockwerk ins andere zu schaffen.

Trotzdem dieser Villencharakter etwa bei der Hälfte der Staatengebäude beibehalten ist, verfällt diese Gruppe doch nirgends ins Eintönige, weil sich zum mindesten an der inneren Einrichtung bestimmte Unterschiede herausgebildet haben. So ist das South-Dakotagebäude, in dessen Nähe sich die Blockhütte des Generals Grant befindet, aus dem Haupterzeugnisse dieses Staates, aus Mais, errichtet worden, der auch das Material für die kleinen spitzen Türme und die hervorspringenden Erker geliefert hat. Man mag dabei die Wellen des Missouri rauschen hören, der mitten durch dies Land fließt, sich ein Bild von den Indianer-

stämmen machen, die sich an ihm niedergelassen haben und im Geist von den wild zerrissenen, an Abstürzen und Schluchten reichen Tal- und Felsbildungen des Westens zu den goldhaltigen Black Hills emporsteigen.

Das Maine-Gebäude gleicht einer großen Jägerhütte, deren einzelne Bestandteile bis auf die Stämme der Wände und die Steine des Schornsteins dem Staate selbst entnommen sind. Die Absicht des Architekten war es nach seiner eigenen Versicherung, bei der Ausführung der geräumigen Halle und der patriachalisch anmutenden „fireside“ an die Kindheit des amerikanischen Dichters Longfellow zu erinnern, der aus dem Staat Maine hervorgegangen ist und seine Jugend in ähnlicher Umgebung verlebt hat. Portland, die Vaterstadt des Dichters, war mit seinem tiefen und geschützten Hafen am atlantischen Ozean, wo aus England und Westindien täglich Schiffe einlaufen, der hübschen Lage auf einer von Hügeln bedeckten Halbinsel und den zahllosen Bäumen auf den Straßen dieser „Forest City“ ganz dazu angetan, die Gemütsbildung und Phantasietätigkeit eines solchen Talents wohltuend anzuregen. Wir grüßen dabei die beiden Liebenden in „Evangeline“, die sich erst nach langen Jahren der Trennung wiedersehen, schwelgen in der Erinnerung an die reizvollen Schilderungen des Indianerlebens in „Hiawatha“ und lassen uns von dem idealistischen Schwung seines Gedichts „Excelsior“ fortreißen.

Rhode Island zeichnet sich durch seine von hohen Säulen getragene Front, seine aus kleinen Scheiben zusammengesetzten Fenster aus. Diesem Gebäude steht ein anderes gegenüber, das vom Staate Connecticut errichtet ist. Aus einer literarischen Erinnerung an die Dichterin Lydia Huntley Sigourney hervorgegangen, zeigt es alle Eigentümlichkeiten eines Sommersitzes aus alter Zeit mit seinem Halbrund von Säulen und der Verteilung der Innenräume um die große Halle.

Ebenso hat New-Jersey ein Haus von historischer Berühmtheit, Fords Tavern zu Morristown, nachbilden lassen, wo General Washington während des Unabhängigkeitskrieges im Winter von 1779 auf 1780 sein Hauptquartier genommen hatte. Im Innern sind Proben aus dem reichen Mineralbestand des Landes ausgestellt. An den Präsidenten Jefferson, dem der Verkauf des Louisiangebiets zu danken ist, erinnert das Virginiagebäude, eine Reproduktion seiner italienischen Villa auf dem Landsitz Monticello. Einen ähnlichen Geschmack verraten die Häuser der Staaten Ohio, Indiana und Michigan mit den säulengetragenen Dächern.

Beinahe fangen wir bei unserem Rundgang an, einen gewissen Mangel an Abwechslung bei diesen Staatengebäuden zu empfinden. Da tritt uns zur rechten Zeit das bescheidene, zierliche Häuschen von Wisconsin entgegen mit seinen hohen, durcheinander

geschobenen Giebeln und den drei Veranden an der Vorderseite. Californien hat es gar übernommen, das alte La Rabida-Kloster von Santa Barbara mit seinen Glockentürmen und Säulengängen vor uns entstehen zu lassen. Alles, was wir in der Bucht von San Franzisko und ihrer Umgebung, unter der Einwirkung des ewigen Frühlings, der am „goldenen Tor" den Bewohnern lächelt, an Naturschätzen wie Früchten und Pflanzen erblicken, ist hier in erlesenen Proben vereinigt, und auf dem Dach des Hauses ein Garten angebracht, in dem man sich an kühlen Abenden ergehen kann.

Am wohltuendsten berührt uns aber beim Staate Washington, dem nordwestlichen, am stillen Ozean gelegenen Ausläufer des ganzen Ländergebiets, der Versuch, keine bloße Wiederholung auszuführen, sondern mit frischem Mut etwas Selbständiges hinzustellen, das sich um vorhandene Stilarten nur wenig kümmert. Wir sehen ein einfaches Blockhaus vor uns, welches von rohen, vierkantig gesägten Balken derart gestützt wird, daß diese schräg zu einander gestellt sind und so erscheinen, als ob sie an die fünf Etagen des Gebäudes äußerlich nur angelehnt seien. Sie berühren sich auch oben nicht, sondern tragen eine kleine runde Galerie, aus welcher ein Türmchen mit einer flatternden Fahne herauswächst.

Man möchte sagen, daß es sich um einen Bastard aus der Verbindung eines Wigwams der Indianer

mit einer chinesischen Pagode handle. Aber der pyramidenartige Aufbau des Ganzen mit dem braunen Tannenholz und den grünen Dächern an jedem Stockwerk macht sich schon deshalb sehr hübsch, weil sie in das glänzende Weiß der meisten Staatengebäude etwas Farbenfrohes und Keckes hineintragen.

Drinnen sieht es ebenfalls originell und überraschend aus. Die beiden Treppen sind in der Mitte frei stehend angebracht, und vom vierten Stock hat man noch eine schmale Wendeltreppe zu ersteigen, bis man zu dem Turm gelangt, der 114 Fuß hoch ist und eine hübsche Aussicht über einen großen Teil der Weltausstellung gestattet. Bei dieser Verteilung des Raumes wurde es zur Notwendigkeit, in jeder Etage immer nur ein einziges Zimmer anzubringen. Jedes von ihnen weist Proben der feinen Holzarten, vor allem Tannen und Cedern auf, an denen der Staat Washington in seinen weit ausgedehnten Wäldern einen so großen Reichtum besitzt.

Eine Reihe größerer Staaten hat sich aber mit der Ausführung solcher Villen- und Blockhäuser nicht begnügt, sondern dem Auge der Spaziergänger den Anblick richtiger Paläste bieten wollen, die nach Raum und Inhalt verschwenderisch ausgeführt wurden. Mit berechtigtem Selbstgefühl hat sich dabei der Staat Missouri an die Spitze dieser Bewegung gestellt, weil im Kreise seiner Bürger der

Plan zu dieser Weltausstellung gefaßt und trotz aller zweifelnden und widersprechenden Meinungen zur Ausführung gebracht wurde.

Sein Gebäude steht gleich zu Anfang dieser architektonisch so bunten Gruppe und ist an seinem Mittelbau, sowie an den beiden Seitenflügeln mit römischen Portalen, korinthischen Säulengängen und plastischen Gruppen, welche die verschiedenen Künste darstellen sollen, bis zur Ueberladung geschmückt. Ueber dem zweiten Stockwerk tritt aus einer Fassung von ebenfalls korinthischen Säulen ein weit in die Augen fallender vergoldeter Dom hervor, über dem eine Statue mit Siegesflügeln den Erfolg dieser Weltausstellung selbstbewußt zu verkünden sucht, bevor er sich tatsächlich eingestellt hat.

Das Innere dieses Gebäudes bietet in der Tat viel Ueberraschendes. Man gelangt zuerst zu einer großen Rotunde mit einem Springbrunnen in der Mitte, der abends elektrisch erhellt wird. Diese Rotunde ist in der Höhe von vier Gallerien umgeben, auf denen sich kostbare Wandteppiche und Gemälde aus Kriegs- und Friedenszeit, vergoldete Urnen und Beleuchtungskörper, Gesellschafts- und Erfrischungsräume verschiedenster Art befinden. Steigt man von diesen Gallerien wieder hinab und schlägt den Weg durch die Rotunde ein, so gelangt man in einen rötlich-braun schimmernden Empfangssaal für tausend Personen mit einer von Fahnen geschmückten

Rednertribüne. Außerdem fehlt es auch nicht an einem Buffet für Herren, einem Teeraum für Damen, einem Spielzimmer für Kinder und einem kleinen Museum mit historischen Erinnerungen aller Art.

Ebenso prunkhaft hat sich in unmittelbarer Nachbarschaft von diesem der Staat Louisiana hervorgetan, denn in dessen größter Stadt New-Orleans vollzog sich April 1803 die Erwerbung dieses Gebietes, zu deren ruhmvollem Gedächtnis die Weltausstellung ins Leben gerufen wurde. Noch ist in der Stadt das Gerichtsgebäude erhalten, das für den Cabildo oder Stadtrat zur spanischen Zeit errichtet wurde und in dem der feierliche Abschluß des Kaufvertrages vollzogen wurde. Die schweren, verhältnismäßig niedrigen Säulen zu ebener Erde mit dem tiefen Rundgang, die schmalen Rundbogenfenster im ersten Stockwerk und das abgestumpfte Dach des zweiten, alles finden wir hier so wieder, wie es in New-Orleans erhalten ist.

Und fast noch stärkeres historisches Leben strömt die innere Einrichtung aus mit den Möbeln, die den Sitten und Gewohnheiten zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts auf diesem Ländergebiet entsprechen. Eine reichhaltige Gallerie von Bildern ist ausgestellt worden. Wir sehen auf einem Oelgemälde, wie bei der Uebergabe von Louisiana die französische Trikolore an der Fahnenstange herniedergezogen wird und das amerikanische Sternenbanner

fröhlich in die Höhe flattert. Bilder des damaligen Präsidenten Jefferson und Napoleons, sowie zahlreicher anderer Staatsmänner, Kopien von wichtigen Dokumenten machen einen Spaziergang durch dies Gebäude zu einem sehr lohnenden.

Hierzu müssen wir uns die leichtlebigen Abkömmlinge der Franzosen und Spanier denken, die sich zuerst dieses Ländergebiets am Ufer des Mississippi kurz vor seiner Mündung in den Golf von Mexiko bemächtigten. Wir müssen den üppigen Reichtum an tropischen Gewächsen in den Gärten und Parks vor Augen haben, wenn sich Blumen und Blüten um die Balkons und Dächer, die Portale und Höfe, die vergitterten Türen und lauschigen kleinen Fensterscheiben ranken und der Süden in seiner vollen Pracht vom Ufer des mächtigen Stromes unwiderstehlich zum Meere lockt.

Es gibt auf unserem Wege, der vielfach aus Kreuz- und Querzügen besteht, noch viel zu sehen, und wir müssen uns beeilen, um nicht vor der Zeit müde zu werden. Gar zu feierlich und klassisch will uns der Staat Iowa mit seinem Gewirr von Säulenportalen an der Front und den Seiten, dem doppelten Dach und dem unvermittelt herausspringenden Turm erscheinen. Was hat dieses falsche Griechentum mit den unabsehbaren Prairien zwischen dem Mississippi und Missouri, mit den Waldungen an dem Ufer dieser Ströme, mit der Pferde- und Rinderzucht des

Landes zu tun? Bescheidener und netter macht sich das unmittelbar benachbarte, von Seen bedeckte und Flüssen durchzogene, ungemein fruchtbare Minnesota, das nur daran erinnern will, wie es mit seiner Getreideausfuhr und Viehzucht den ersten Rang einnimmt und Brot und Butter für weite Ländergebiete Nordamerikas liefert. Dorisch ernst verspricht uns Montana an der Grenze von Britisch-Amerika zu kommen mit seinen berühmt gewordenen Kupfergruben, denen das Material zur Kuppel seines Hauses entnommen ist, mit seinem größten Schmelzwerk der Welt in Deer Lodge, wo über 130 Millionen Pfund Kupfer gewonnen und auf elektrolytischem Wege raffiniert werden. An ein spanisches Kloster erinnert Colorado, in dessen Innern eine höchst wertvolle, auf eine Million Mark geschätzte Mineralsammlung zur Ausstellung gelangen soll. Für die Gewinnung von Edelmetallen nimmt dieser Staat die erste Stelle ein, und unerschöpflich ist der Reichtum der Pflanzenwelt, die sich im Gebiet der Rocky-Mountains findet.

Von überraschender Lustigkeit ist der monumentale Bau des Staates New-York, dessen Säulen am Eingang abends elektrisch erleuchtet werden, von weiblichen Genien mit flatternden Haaren umtanzt und von Blumenguirlanden umflochten sind. Dem Dom beliebt es allerdings nicht, aus der dreihundert Fuß breiten Front in die Lüfte zu ragen, sondern

eher in den Bau hineinzusinken. Schön ist dagegen im Innern der große, von bronzefarbenen korinthischen Säulen getragene Saal, während im oberen Stockwerk die Herrschaft der verschiedenen Nationen auf dem Gebiet von Louisiana bis zu der Zeit dargestellt wird, als die Amerikaner ihre Vorgänger, die Indianer, Spanier und Franzosen, ablösten.

Pennsylvania gedenkt in seinem prächtigen Gebäude seines Gründers, des Quäkers William Penn, und bewahrt die jetzt zerbrochene „Freiheitsglocke", die den Bürgern der Stadt Philadelphia den Beginn des Unabhängigkeitskampfes gegen die Engländer verkündete. Die Stadt hat recht daran getan, sich mit ihrem Palast würdig einzustellen, nachdem sie im Jahre 1876 den Gedanken einer Weltausstellung in Nordamerika zum erstenmal zur Durchführung gebracht hatte.

Noch einen schnellen Blick in die Häuser von Michigan und Illinois, die mit ihren Veranden etwas Anheimelndes haben, an dem Staat Utah vorüber, wo uns die Mormonen nichts von den Geheimnissen ihres Familienlebens verraten, hin zu dem im hohen Norden gelegenen, in seiner natürlichen Beschaffenheit einzigen Staat Alaska mit seinen Proben von Edelmetallen und Erzen in einem wunderlichen Säulenbau, und wir haben im wesentlichen gesehen, was es in diesem bemerkenswerten, an Anschauung und Belehrung so reichen Winkel

der Weltausstellung zu betrachten giebt. Die Staatengebäude stehen nur ein wenig wirr durcheinander, als ob sich eines vor dem andern den ersten Platz streitig machen, ein Blockhaus sich an einen Palast, ein Zwerg gegen einen Riesen herandrängen wollte.

Wir haben uns einen kühlen, erfrischenden Trunk verdient. Während wir uns in einen der Strohsessel fallen lassen, die auf den Veranden dieser Sommervillen und Klubhäuser aneinander gereiht sind, stürzt uns ein Neger mit einem „trinkgeldhoffnungsvollen Blick“ zu Füßen, um uns die staubigen Stiefel wieder blank zu putzen, während ein anderer mit seiner langen Fächerbürste Hut und Rock bearbeitet. Mit lallender Zunge, von all dem Laufen und Klettern müde und in Schweiß gebadet, rufen wir, um wieder Mensch zu werdan, die bedeutungsvollen drei Worte „whisky with soda“ aus, worauf der Gewünschte sofort erscheint und wie ein Erlösungstrank durch die ausgetrocknete Kehle rinnt.

Deutsches Kunstgewerbe.

Für den Aufbau der Ausstellungsobjekte in St. Louis ist von vorneherein das sogenannte Blocksystem maßgebend gewesen, das auch die amerikanischen Städte bei ihrem Entstehen und Wachsen bestimmte. In beiden Fällen ist man von dem Gedanken regelmäßig gruppierter Vierecke ausgegangen,

die schachbrettartig aneinander geschoben werden. Diese Vorstellung ist so allgemein verbreitet, daß man, um Entfernungen zu bestimmen, nicht von Straßen, sondern von Blocks spricht, die zwischen gewissen Punkten liegen.

Diese Vierecke wiederholen sich auch auf der Ausstellung mit einer Gleichmäßigkeit, die dem amerikanischen Geschmack wohltut. Es hat den deutschen Ausstellern große Mühe gemacht, an diesem System zu rütteln und eine Anzahl geschlossener Innenräume herzustellen, in denen sich die einzelnen Gruppen charakteristisch aufbauen ließen. Immer wieder wurde ihnen der Block als der alles verschlingende riesige Kasten vorgehalten, in dem es keine Unterschiede geben sollte.

Mit diesem langweiligen System aufzuräumen, war aber um so wünschenswerter, als der Stil, in dem diese äußerlich so prächtigen Gebäude errichtet wurden, im Innern mit den rohen Holzsparren und Bretterverschlägen der oberen Wände und des Dachs geradezu einem Kuhstall entnommen zu sein schien. Es ist schlechterdings unmöglich, sich an diese Geschmacklosigkeit zu gewöhnen, so oft man auch durch die Ausstellungshallen schreitet und in die Höhe blickt.

Um so rühmender muß hervorgehoben werden, daß sie in den Gruppen der deutschen Ausstellung, so weit es überhaupt möglich war, vermieden und dem Auge des Spaziergängers dadurch ein Bild ge-

boten wurde, das sich ihm gefällig und zum Teil originell einprägt.

Am deutlichsten tritt das in der deutschen Abteilung der „Varied Industries“ zutage, wo man die öde hölzerne Ausführung des Daches in der glücklichsten Weise verdeckt und überwunden hat. Feine Schleier aus dünnen Holzfasern, die dem Auge die grobe Zimmermannsarbeit entziehen, ohne das Licht übermäßig zu dämpfen, hängen unter den Sparren und verbinden sich mit den blauen, durchbrochenen Seitenwänden. Auf weißen Pylonen sind auf der einen Schmalseite neben einer freien Gallerie goldene Blumenvasen aufgestellt, während auf der andern ebenfalls goldene, posaunenblasende Engel in den Lüften thronen. Im Fenster über diesem Ausgang ist ein Adler dargestellt, dessen Schnabel, Flügel und Fänge die Naturfarbe des Schmiedeeisens zeigen. Unten steht auf einem terrassenartigen Aufgang gleichfalls ein riesiger „König der Lüfte“ aus Bronze, während die beiden Nebenausgänge meergrün überdacht sind. So athmet das Ganze eine wohltuende warme Stimmung, die empfänglich macht für die Erzeugnisse deutschen Fleißes und Geschicks, wie sie in dieser Vollständigkeit auf ausländischem Boden schwerlich jemals vereinigt waren.

In dieser von Bruno Möhring geschaffenen Halle und den benachbarten Räumen reiht sich nun, zweckmäßig aufgestellt und wirkungsvoll beleuchtet,

alles aneinander, was den Liebhaber wie den Kenner bei der Verbindung von Kunst und Handwerk aufs lebhafteste interessieren muß. Hier findet jeder seine Lieblingsgruppen, zu denen er immer wieder zurückkehrt, mag auch der offizielle Katalog in seiner gewissenhaften Aufzählung ermahnen, allem Gebotenen gleichmäßig gerecht zu werden. In zwölf großen Vitrinen sind die edelsten Erzeugnisse der Silber- und Goldschmiedekunst Hanaus, die Emails und Bijouterien aus Pforzheim, eine größere Anzahl der Stücke des „Kayserzinns" ausgestellt, das sich bereits in Paris so großer Anerkennung zu erfreuen hatte. Mineralien und Steine in verschiedenster Verwendung, Erzeugnisse von Marmor, Bronze, Guß- und Schmiedeeisen, Möbel für Bureaus und Privatwohnungen, Dekorationen und Ausstattungeu für Gebäude und Wohnräume, Teppiche und Tapeten, Spitzen und Stickereien sind in Fülle vertreten.

Besondere Aufmerksamkeit erwecken die galvanischen Nachbildungen deutschen Silbergeräts aus der Blütezeit unserer heimatlichen bürgerlichen Kunst. Als der deutsche Kaiser dem Germanischen Museum der Harvard University in Cambridge, Mass., eine Sammlung von Gipsabgüssen nach Schöpfungen der deutschen Architektur und Plastik zum Geschenk gemacht hatte, entstand der Gedanke, zu demselben löblichen Zweck Nachbildungen der besten Silber-

arbeiten anfertigen zu lassen, deren Originale sich in den kunstgewerblichen Anstalten von Berlin und Wien, London und Paris, sowie im Besitz von andern Museen, Städten und Innungen befinden. Die Bedeutung dieser kostbaren Spende kann man nicht besser charakterisieren, als mit den Erläuterungen des amtlichen Katalogs, der darauf hinweist, wie diese Sammlung durch ihre fünfundfünfzig Stücke ein stattliches Bild deutscher Goldschmiedekunst vom 15. bis 18. Jahrhundert gibt, wie die berühmtesten Kunststätten in Süd und Nord, voran Nürnberg und Augsburg, sowie die besten Meister mit Wenzel Jammitzer an der Spitze hierbei vertreten sind. Zugleich spiegeln, wie weiter richtig betont wird, die Becher, Pokale und Schalen den deutschen Bürgersinn und die deutsche Geselligkeit wieder. Die Originale sind größtenteils Stiftungen der Bürger an die Ratsschätze und in die Zunftstuben der alten Städte. Spätere Stücke zeigen die Pracht der fürstlichen Schlösser mit ihrem reichen Prunkgeschirr. Angereiht sind einzelne Proben ältern kirchlichen Geräts.

Lebhaften Zuspruchs erfreut sich die Ausstellung deutscher Spielwaren, als deren Heimat von alters her Bayern und Thüringen zu betrachten sind. Dabei hat sich der charakteristische Unterschied herausgebildet, daß bei den Erzeugnissen dieser Industrie in Nürnberg und Fürth das Metall, meistens Weiß-

blech und Zinn, in Sonneberg dagegen, das im Gebiet von Sachsen-Meiningen liegt, Holz- und Papiermaché, Glas und Porzellan bevorzugt werden. Beide Richtungen vereinigen sich in dem Bestreben, die Phantasie unserer Mädchen und Knaben vielseitig zu beschäftigen, ihnen aus harmlos fröhlichen Bildern eine Brücke zu der Wirklichkeit des Lebens zu bauen.

Das Gebiet für diese Erzeugnisse ist ein unendliches geworden, seitdem die Spielwarenindustrie auch die großen Erfindungen und technischen Errungenschaften unserer Zeit in ihr Bereich gezogen und der Unterhaltung die Belehrung an die Seite gestellt hat. Die Eisenbahnzüge und Marinefahrzeuge, die Kinematographen und Phonographen, alles, was durch Elektrizität beleuchtet und bewegt werden kann, hat sich in unsern Kinderstuben einen festen Platz erobert, ohne daß die Puppenstübchen und Kücheneinrichtungen, die Nähkästchen und Festungen, sowie alles, was sich in Schachteln sonst zierlich verpacken läßt, an Bedeutung verloren hätte.

Die Sammlung, die wir auf der Weltausstellung von St. Louis in diesen Artikeln finden, darf als eine vollständige bezeichnet werden. Die Sonneberger Spielwarenindustrie hat eine Kollektivausstellung beigesteuert, bei der uns viele hunderte bunt gekleidete Puppen aus den gläsernen, in die Wachsköpfe eingesetzten Augen anlächeln, Affen, Kühe,

Katzen und Hunde, von einem Mechanismus bewegt, in der Nachahmung des Lebens vorgeführt werden.

Wer zählt die Menagerien und Viehweiden, an denen sich die Phantasie der kleinen Lieblinge ergötzt und die alle aus den unermüdlich fleißigen Händen bescheidener thüringischer Arbeiter und Frauen hervorgegangen sind! Ein Puppentheater ist ebenfalls aufgestellt, und es sollen täglich Vorstellungen für die Kinderwelt veranstaltet werden, die es auf diese Weise ungleich besser haben wird als die Erwachsenen, denn der Spielplan der Theater in St. Louis war in diesem Frühjahr von unglaublicher Dürftigkeit und wurde fast nur von Possen, Operetten und Ausstattungsstücken beherrscht.

Die Firma F. Ad. Richter in Rudolstadt zeichnet sich durch ihre weltbekannten Ankersteinbaukasten aus, die durch die Kindergärten und Schulen den Weg zu unzähligen Familien gefunden haben und beliebte Spiele selbst für die Erwachsenen geworden sind. Zweifellos wird der Sinn für architektonische Formen und Geschmacksrichtungen hierdurch erfreulich erweckt und ausgebildet, wobei noch in Betracht kommt, daß die Steine, die mathematisch genau gearbeitet und nach Plänen von wirklichen Architekten zusammengesetzt sind, im einzelnen immer wieder erneuert werden. An einem Kindertisch sitzen auf der Ausstellung in St. Louis beständig zwei kleine Mädchen, die das Aufstellen und Auseinandernehmen

dieser Bauten vor dem Publikum veranschaulichen.

Auch das Libellion, das einzige Stahlstimmeninstrument mit langen Notenblättern, das infolgedessen die Wiedergabe ausgedehnter Musikstücke ermöglicht, befindet sich in dieser Abteilung. Wie viele Einblicke in die Entwicklung des Kindergemüts auf deutschem Boden, in unser heimisches Familienleben sich aus der Betrachtung dieser tausende Spielsachen ergeben, die in Wahrheit keine bloße Spielerei, sondern eine wichtige Schulung des Verstandes und Gefühls bilden, läßt sich garnicht ermessen.

Der keramische Saal, der ebenfalls von Möhring ausgeführt ist, enthält eine reiche Uebersicht über die deutschen Leistungen auf dem Gebiet der Kunsttöpfereien, Majoliken, Herstellung von Porzellan, Steingut und Ton. Einen abgeschlossenen Raum nimmt die Königliche Porzellan-Manufaktur in Berlin ein, die ihre besten und geschmackvollsten Erzeugnisse in künstlerisch eindrucksvoller Weise aufgestellt hat. Wie weit die Anerkennung für diese Leistungen des deutschen Kunstgewerbes im Auslande reicht, ersieht man aus den Erfolgen, auf die sich der geschäftliche Vertreter unserer Porzellanmanufaktur, Direktor Barenthin, berufen durfte, als er in den größeren Städten des östlichen Nordamerikas neue Verbindungen anzuknüpfen versuchte.

Eine reizende Welt für sich bildet die Kollektivausstellung der deutschen Bernsteinindustrie, die

Professor Richard Klebs in Königsberg, wohl die erste lebende Autorität auf diesem Gebiete, für das preußische Handelsministerium eingerichtet hat. Mit unermüdlichem Fleiß und der vollen Wärme seines ostpreußischen Herzens hat dieser Gelehrte den Nachweis geführt, daß es auf der Welt nirgends einen zweiten Stoff gibt, der sich in Bezug auf allgemeines Interesse mit dem „Golde des Samlands" vergleichen läßt. In einer Broschüre, die ein Meisterstück literarischer Darstellung ist, läßt er den Bernstein selbst seine Geschichte erzählen, von der Stammpflanze an, die sich aus dem uralten Kreideboden ernährte und ihren Lebenssaft in das jetzt so hoch bewertete Harz verwandelte. Klebs schildert die Widerstandsfähigkeit des Bernsteins gegen die Gletscher der Urzeit und das Spiel der Wellen bis zur Gegenwart mit allem, was er an Tier- und Pflanzenwelt umschließt, um uns dadurch die Entwicklung der Erde in den verschiedenen Abschnitten vorzuführen. Das alles hat Professor Klebs in seiner Ausstellung trefflich dargelegt uud zugleich neue Wege für die Verwendung des Bernsteins bei Schmuckſachen und Luxusgegenständen verschiedenster Art angegeben.

Aus der großen Halle, in welcher die deutschen Industrie-Erzeugnisse aufgestellt sind und das Interesse des Beschauers auf die mannigfachsten Gegenstände hingelenkt wird, gelangt man zu einem Hof und zu einer Reihe von Zimmern, die in eigen-

artiger Weise die Empfindungen und Neigungen einer bestimmten Persönlichkeit zur Anschauung bringen. Hier hat Professor J. M. Olbrich in Darmstadt das Modell für einen Sommersitz geschaffen, bei dem man sich, um ihn in seinem künstlerischen Gedanken recht zu verstehen, eine ausgedehnte Parkanlage hinzu denken muß. Um eine mit Rasen und Blumen geschmückte Brunnenanlage zieht sich ein viereckiges Hofgebäude hin, das ein rotes Ziegeldach trägt und dessen Wände weiß getüncht sind. Man betritt die Anlage, indem man ein paar Stufen hinabsteigt und an der Bronzefigur eines Knaben, der ein Reh tränkt, sowie an einem Springbrunnen vorbeischreitet. Im Hof sind zierlich ausgeführte Nischen mit Fontänen und schmalen, langen, bunten Fenstern angebracht.

Das Ganze besteht aus einer Reihe von Zimmern, in denen der persönliche Geschmack eines Kunst- und Naturfreundes sich geistreich und bis zum Aeußersten verfeinert ausspricht. Professor Olbrich hat die Entwürfe für sechs zusammenhängende Zimmer geliefert, an die sich noch vier weitere Räume von Künstlern aus Baden, Württemberg und Elsaß-Lothringen anschließen. Die Aufgabe bestand hierbei darin, hunderten von Gebrauchs- und Luxusgegenständen einen eigenartigen Reiz abzugewinnen, sie anders und besser zu gestalten, als es die handwerksmäßige Massenarbeit vermag.

Reizend, wie schon in Paris, wirken die Getäfel und Möbel mit Holzintarsien von Carl Spindler, die bis zur vollendeten Täuschung ausgeführten Bäume, Vögel, Wald- und Wiesenflächen dieses Herrenzimmers. Zwei Gemächer, deren Bestimmung durch die darin aufgestellten Flügel erkennbar ist, unterscheiden sich dadurch von einander, daß das eine mit seinem langen runden Sopha, seinen Wandmalereien, seinen kleinen Fenstern, die Stimmung einer Dämmerstunde, das andere mit seiner breiten Fensteröffnung, seinen elektrischen Kronen und Gehängen, seinen Bronzen und Uhren, dem Holzgetäfel, den in verschiedensten Farben und Formen ausgeführten Sesseln und Tischen, den Majoliken und Nippes mehr den Charakter eines warm beleuchteten Musiksalons widergibt.

Ein seltsamer und sicherlich nicht allen einleuchtender Gedanke war es, ein anderes Zimmer mit schwarzen, viereckigen Holzleisten zu bekleiden und dazwischen lauter ebenfalls quadratförmige Stücke schwarzer Seide anzubringen, die mit den Nähten nach außen aneinander gereiht sind. Trotz der paar bunten Kissen und braunen Möbel wird man doch den Eindruck einer kunstgewerblich verdeckten, verschönten und verschnörkelten Gruft nicht los, an die am allerwenigsten auf einem solchen, zu heiterem Genießen bestimmten Sommersitz erinnert werden will.

Bis in das Einzelne hinein wird es gewiß stets schwer halten, den individuellen Geschmack, wenn er, wie hier, bis zur Subtilität durchgebildet ist, mit den Empfindungen vieler und verschiedenartiger Menschen in Einklang zu bringen. Aber im ganzen hat sich dieser Olbrichsche Sommersitz überraschend schnell die Anerkennung der Damen von St. Louis und der zureisenden Frauenwelt erobert, seitdem er durch eine Teestunde eingeweiht wurde, bei welcher die Besucherinnen sich durch Anmut und Schönheit, sowie durch den Glanz der Toiletten zu übertreffen suchten.

Neben manchem anderen sehenswerten Einzelraum hat auch die bekannte Berliner Malerin Marie Kirschner einen Damensalon ausgestellt, der sich vielen Beifalls erfreut und zu dem sie die Wandverkleidung in Malerei und Stickerei, sowie den Entwurf für die Einrichtung und Dekoration geliefert hat. Die Künstlerin erschien in der Ausstellung von St. Louis, sowie bei den gesellschaftlichen Empfängen, die sich bei dem Eintreffen des chinesischen Prinzen Pu-Lun und des Fürsten von Hohenlohe herauszubilden anfingen, stets als treue Gefährtin ihrer Schwester, der gefeierten Romanschriftstellerin Ossip Schubin, die von der Höhe ihrer dreißig Bände erzählender Literatur mit unverminderter Schärfe der Beobachtung und Kraft der Darstellung Umschau über das amerikanische

Leben hält und ihm gewiß manchen neuen und fesselnden Stoff abgewinnen wird.

Das Philippinendorf.

Zu den originellsten Teilen der „Worlds Fair" gehört unzweifelhaft das Philippinendorf, das sozusagen von der Südostküste Asiens durch den stillen Ozean geschwommen, von St. Francisco nach St. Louis gerollt und auf einem romantischen Park- und Inselgebiet der Weltausstellung ausgepackt und aufgebaut worden ist. Hier dröhnen keine Maschinen, qualmt kein Rauch aus riesigen Essen empor. Die Menschen rennen nicht mit bestaubten Kleidern zwischen den gewaltigen Prunkpalästen aus Holz einher, um sich abends den Glanz der Illumination in die Augen blitzen zu lassen.

Sie müssen vorsichtig über schmale Brücken schreiten, Anhöhen emporklettern und sich unter wirres Laubgehäng ducken, um das seltsame Leben kennen zu lernen, das sich hier abspielt. Nach all dem Künstlerischen und Gekünstelten, all dem wattierten und frisierten Schein, all der zurechtgemachteu Aufregung und Geschäftigkeit endlich ein Stück wirklicher Natur und Volkskraft mit hundertfältigen Erzeugnissen eines Ländergebiets, von dem wir bisher nur wenig wußten, mit drei Generationen von Menschen, die so lange an der Scholle klebten

und nun zu den Antipoden, ihren neuen Herren, geeilt und eine Berühmtheit geworden sind!

Aber um zu erfahren, wie diese braune Philippinengesellschaft sich eigentlich fühlte, mußte man sie schon einige Tage vor der Eröffnung des Dorfes besuchen, als sie noch ganz unter sich waren und am Eingang sich keinerlei Reklametuten vernehmen ließ. Sie hatten sich an den Uebergang aus ihrem tropischen Klima, an die unberechenbaren Witterungsverhältnisse von St. Louis nur schwer gewöhnt und ihren Unternehmer wiederholt fußfällig gebeten, sie doch in ihre sonnige Heimat zurückzuführen.

Mit zitternden Gliedern, um die sie sich Fetzen roten Tuches geschlungen hatten, schlichen sie von einer Hütte zur anderen und schämten sich ihrer Bekleidung gerade so, wie die Europäer es tun, wenn sie in Gottes freier Natur nach dem Bade in ihrer Nacktheit überrascht werden. Was wußten sie von den Wundern der Weltausstellung, die ihnen von fern gezeigt wurden und von deren Musikpavillons die Blechinstrumente und Paukenschläge zu ihnen nur schwach hinüberklangen? Sie kauerten in ihren Gehegen wie kränkelnde, frierende Vögelchen, die betrübt auf dem Ast sitzen, sich schütteln und ihr Gefieder sträuben.

Erst allmählich schickten sie sich ins Unvermeidliche und fingen an, etwas Nützliches zu arbeiten. Am

schnellsten fanden sich die Soldaten, die auf den Inseln ausgehoben waren und bei der Eröffnung der Weltausstellung mit den übrigen Truppengattungen Spalier gebildet hatten, in die Situation. Ihre Kleinheit hinderte sie nicht, durch ihre gute Haltung und ihr entschlossenes Aussehen angenehm aufzufallen. Die ganze Rasse ist allerdings erstaunlich kurz geraten und schrumpft im Alter bis zum Zwerghaften zusammen. In dem Dorf soll sich angeblich der kleinste ausgewachsene Mensch befinden, den die Erde augenblicklich trägt. Aber es war vorläufig unmöglich, ihn zu sehen, denn er lag, in ein Dutzend Decken eingewickelt, im Winkel seiner Hütte und litt, wie der Arzt versicherte, an einem heftigen Fieber. Aber das Theater, auf dem er auftreten sollte, stand fertig da inmitten einer größeren Anzahl von Baulichkeiten, vor denen sich allmählich das regste Leben und Treiben entfaltete.

Als Baumaterial hatte das Völkchen eine Schiffsladung Bambus mitgebracht, den die Leute kunstvoll verarbeiteten. Die Stämme sind von so großer Festigkeit und Härte, daß sie sich vom Fundament bis zur Spitze des Hauses für alle Teile gut verwerten lassen und dabei wegen ihrer Hohlheit so leicht, daß man eine Stange von zwanzig Fuß Länge bequem mit zwei Fingern aufheben kann. Aus diesem Material haben die Bewohner der Philippinen eine Reihe von Wohnhäusern, Schuppen,

sogar einen Tempel und eine Bühne errichtet. Die Wände erscheinen dabei, als wären sie aus feingeschwungenen Säulen zusammengesetzt und das Dach, das aus breiten, dicken Palmblättern besteht, legt sich wie eine riesige Haube darüber und bildet einen trefflichen Schutz gegen die sengende Sonnenglut, die auf den Philippinen herrscht.

Der Philippinen-Archipel erstreckt sich südlich von China zwischen der Insel Formosa und Borneo vom einundzwanzigsten zum fünften Grad nördlicher Breite, die ungefähr der Lage des südlichen Indien entspricht. Das gesamte Inselgebiet erreicht an Umfang beinahe Italien und bleibt nur wenig hinter Japan zurück. Entdeckt wurden die Inseln von Magellan, der 1520 die nach ihm benannte Wasserstraße in Südamerika durchfuhr und des stillen Ozeans ansichtig wurde. Im April 1521 setzte Magellan als erster Europäer seinen Fuß auf die Inseln, kurz bevor er in einem Kampf getötet wurde.

Seit dem Dezember 1898, als dies Ländergebiet amerikanisch wurde, begann man sich mit der Abstammung und dem Charakter des Volkes gründlicher zu beschäftigen, als es unter spanischer Herrschaft geschehen war. In der Hautfarbe der Eingeborenen unterscheidet man verschiedenen Nuancen zwischen schwarz, braun und gelb. Ihr Gesicht hat mit dem Japanischen viel Verwandtes, nur daß die Nase platt gedrückt ist und sich dem malayischen

Typus nähert. So klein die Männer sind, erscheinen sie doch meist wohl proportioniert, mit kräftigen Beinen und Schenkeln sowie gesunden Zähnen. Die Weiber dagegen werden frühzeitig alt und runzlig. Beide Geschlechter lieben es, sich Arme und Nacken zu tätowieren.

Die Bewohner des Philippinendorfes zeigten sich auf der Weltausstellung sehr geschickt in Flecht- und Webearbeiten, bei der Herstellung kleiner Schmucksachen und der Fabrikation von Zigarren. Leider wollte sich die Konversation zwischen uns und den Männern, die, auf ihr Lager gestreckt, über ihr Schicksal während des Ausstellungssommers nachdachten, den Weibern, die in den Bambushütten das Feuer unter dem Kessel beim Mittagkochen schürten, und den Kindern, die mit den kläffenden Hunden spielten, aus begreiflichen Gründen nicht recht entwickeln. Nur durch die bläulichen Tabakswolken, die aus unseren Zigaretten aufstiegen, ließ sich ein gewisses Einverständnis über angenehme Eindrücke erzielen.

Drei alte Weiber, die auf der Erde hockten und so lange mit ihren bunten Ringen und Armketten gespielt hatten, schnupperten bedeutungsvoll mit ihren wulstigen Nasenflügeln nach unsren ägyptischen Zigaretten, deren Geruch ihnen unbekannt zu sein schien. Wir schenkten Ihnen ein Paar. Sofort sogen sie daran mit vereinten Kräften und schienen

ihr Wohlgefallen an der empfangenen Gabe in irgend einer uns unverständlichen Weise ausdrücken zu wollen. Ein Urberliner, der sich in unserer Gesellschaft befand, löste den Bann, indem er ihnen die schönen Worte „Kille, kille Pankow!“ beibrachte, die sie für unser „Danke sehr!“ zu halten schienen und lachend wiederholten, bis sich daraus ein fröhliches Terzett entwickelte. Als wir nach einer Stunde an dieser Stelle wieder vorbeikamen, hatte sich nach dem Sprichwort „Wie die Alten sungen“ bereits eine ganze Schar von Kindern zusammengefunden, die uns das „Kille, kille Pankow!“ im regelrechten Rhythmus nachriefen, bis wir ihnen aus dem Gesichtskreis entschwanden. An diese Tatsache muß erinnert werden, damit nicht später einmal ein Sprachforscher versucht, den tieferen Zusammenhang zwischen der Berlinischen und der philippinischen Mundart mit wissenschaftlichen Gründen festzustellen. Eine solche Gefahr ist umsoweniger abzuweisen, als dies Inselland ein Gemisch von neunundsechzig Völkern darstellt, die nicht weniger als vierunddreißig verschiedene Sprachen reden.

Die Amerikaner sind stolz darauf, die spanische Mißwirtschaft in den wenigen Jahren, seitdem ihnen dies Land gehört, nach Möglichkeit beseitigt und den Bildungsstand derartig gehoben haben, daß im ganzen bereits zweitausend Volksschulen eingerichtet werden konnten. Sie schildern ihre neuen Untertanen als

höflich, zuverlässig, gastfrei, halten sie in jeder Beziehung für bildungsfähig und beklagen nur ihren Hang zur Trägheit, den sie aber ebenfalls zu beseitigen hoffen. Die Gastfreundschaft ist in diesem Lande derartig entwickelt, daß es in der Hauptstadt Manila mit ihren 309000 Menschen und ihrem lebhaften Handel früher kein Hotel gab, weil jedem Fremden oder Zureisenden das Haus irgend eines Bekannten oder Freundes ohne weiteres offensteht. Ebenso gibt es auf den Philippinen keine Armenhäuser, da für schwache, alte, erwerbsunfähige Leute von der mildtätigen Bevölkerung stets selbst gesorgt wird. In ungewöhnlichem Grad ist ihr musikalischer Sinn ausgebildet. Fast in jedem Hause findet man in Manila ein Piano oder eine Harfe, fast in jeder Stadt ein tüchtig geschultes Orchester. Die berühmte „Constabulary Band" der Hauptstadt, die unter der Leitung eines amerikanischeu Negers steht, wurde in St. Louis erwartet, um regelmäßig Konzerte zu veranstalten. Der schlimmste Fehler der Bevölkerung ist ihre leidenschaftliche Spielwut. Sie können Weib und Kinder vergessen und ihr letztes Hab und Gut hingeben, um auf einen Kampfhahn zu setzen. Hier müssen Unterricht und Erziehung die Jugend zur Vernunft bringen. Die Erfolge in der Normalschule von Manila, wo sich die heranwachsende Jugend durch Fleiß, Geschick und gute Manieren auszeichnet, scheinen diese Hoffnungen zu bestärken. Auch mein

alter Freund, der russische Schlachtenmaler Wereschtschagin, der beim Untergang des „Petropawlowsk" vor Port Arthur ein so tragisches Ende genommen hat, erzählte mir früher viel von der Eigenart des Landes und seiner Bevölkerung, die er während eines längeren Aufenthalts studiert hat. In seinem Nachlaß müssen sich jedenfalls wertvolle Ansichten und Skizzen vorfinden, die bei der genialen Begabung dieses Künstlers im Erfassen charakteristischer Volkstypen und Landschaften besonders für die Amerikaner von hohem Interesse sein dürften.

In einem Teile des Philippinendorfes hat man dem Besucher Gelegenheit gegeben, das merkwürdige Inselreich aus der Vogelperspektive mit einer Genauigkeit zu studieren, wie es uns Laien bisher nicht möglich war. Im größten Maßstabe hat man zu ebener Erde auf einer ovalförmigen Fläche dies große, in vieler Beziehung so interessante, aber bisher nur ungenügend erforschte Inselgebiet plastisch und farbig darzustellen versucht. Wie die Geologen festgestellt haben, bildet es ein merkwürdig zerrissenes Plateau, das unendliche Zeit unter der Wasserfläche des stillen Ozeans versteckt war und erst in der Tertiärperiode langsam daraus hervorstieg, um die Keime organischen Lebens zur Entwicklung zu bringen. Nach der Meinung anderer Gelehrten ist dieses Inselland vom asiatischen Kontinent losgerissen worden. In der Art, wie es mannigfaltig

geformt und gruppiert von umfangreichen Ländergebieten bis zu kleinen und kleinsten Erdpartikeln verstreut ist, läßt es die Wirkung der Naturgewalten ahnen, denen es seine Entstehung zu verdanken hat.

Rechnet man alles zusammen, so ergibt sich die Summe von nicht weniger als sechzehnhundert Inseln, die auf dem Modell des Philippinendorfes in St. Louis mit größter Treue nachgebildet sind, von denen aber nur elf ein wirkliches geographisches Interesse für uns haben. Die Einrichtung ist für den Spaziergänger sehr sinnreich und bequem, denn er übersieht nicht nur von einer hohen Gallerie das ganze Gebiet, sondern kann es auch von einer breiten Mauer, die sich herumzieht und Platz für mehrere hundert Personen enthält, im einzelnen aus unmittelbarer Nähe betrachten. Um einen hausbackenen Vergleich anzuwenden, sind die Inseln so unregelmäßig durcheinandergeworfen und geschüttelt, wie die Stücke Blei, die sich in der mit Wasser gefüllten Schale am Sylvesterabend bilden, wenn das flüssige Metall nicht mit dem erforderlichen jugendlichen Schwung, sondern mit der Zaghaftigkeit älterer Jungfräulein aus dem Schmelzlöffel in die Wasserschale gegossen wird.

Das Klima auf den Inseln ist tropischer Natur, jedoch gemildert durch die Nähe des Meeres und die Bergrücken, die das Land durchziehen. Vom April bis zum Juli herrscht eine übergroße Hitze,

die namentlich von Europäern und Amerikanern am Tage schwer zu ertragen ist. Doch bedarf es nicht der Punkas, jener Fächerwedel, die in Indien und China über dem Haupt jedes Gastes geschwungen werden. Dagegen sind selbst in dieser Jahreszeit die Nächte angenehm. Mitte Juli setzt dann mit heftigen Passatwinden der Regen ein, der drei Monate dauert. Vom November bis zum April ist das Klima geradezu ideal zu nennen mit seinen klaren, warmen und doch nicht erschlaffenden, sonnenhellen Tagen und seinen wundervollen Nächten, mit einem Sternhimmel, der in solcher Schönheit nur in den Tropen funkelt. Das Land bringt Hanf, Zuckerrohr, Reis und Tabak hervor. Im Boden sind reiche, meist noch ungehobene Schätze von Kohlen und Mineralien enthalten.

Als ich dies Philippinenpanorama zum ersten Mal von oben betrachtete, waren die Künstler gerade dabei, mit Pinseln, die ungefähr die Länge und Dicke unserer Straßenbesen hatten, dem Riesengemälde die letzten Feinheiten einzufügen. Sie schritten dabei durch die blauen Fluten des südchinesischen Meeres, betrachteten die lange Insel Palowan mit unglaublicher Geringschätzung, als ob sie ein ins Wasser geworfener Zahnstocher wäre, kümmerten sich um das Gewimmel der hundertfach verstreuten Eilande überhaupt nicht, sondern wurden erst nachdenklich, als sie die Hauptgruppen von

Luzon nach Mindanao, also eine Strecke wie von Berlin nach Neapel, vor sich liegen sahen und dabei nach dem stillen Ozean hinüberschielten, der die Form einer großen grünen Pfütze hatte.

Nun gingen die Maler an die Arbeit, brachten die Wälder zum Blühen, füllten die Flußgebiete mit strömendem Wasser aus, bauten die Städte aus und ließen weit ausgedehnte Höhenzüge entstehen. Eine besondere Freude empfanden sie aber darin, die zahllosen Vulkane der Philippinen zu veranschaulichen. Dabei wurde eine Menge roter Farbe verschwendet für die feurige Glut, die aus den Kegeln dieser Vulkane hervordampft und als brennende Lava in die Täler hinabströmt. Am großartigsten wirkt der Mayon im Süden der Insel Luzon, ein ununterbrochen tätiger Vulkan von fast 9000 Fuß Höhe, während der Taal-Vulkan in der Nähe von Manila wegen seiner verheerenden Ausbrüche am meisten gefürchtet ist. Dies alles war bildlich sehr gut dargestellt. Das ganze Inselreich war auf diese Weise mit einem Netz roter Tupfen, Punkte und Adern durchzogen, während man aus der sonstigen Gliederung der Gebirgszüge erkennen konnte, wo das unterirdische Feuer früher getobt und welche Veränderungen es hervorgebracht hatte. Bei den Seen, die sich gebildet hatten, konnte man ganz deutlich erkennen, daß sie aus erloschenen Vulkanen entstanden und daß die hohen, schroffen, gezackten Bergrücken,

die sie umgeben, nichts anderes als eingestürzte Kraterränder seien.

So bot der Spaziergang auf der runden Terrasse, die das plastisch ausgeführte große Gemälde der Philippinen umgab, des Interessanten gar viel. Wer über die nötige Kraft der Phantasie verfügte, konnte glauben, in einem Luftballon über das ganze Gebiet von Inseln, Bergen und Seen hinweggetragen zu werden. In einem kleinen Pavillon wurde außerdem die meteorologische Station von Manila, der Hauptstadt der Philippinen, veranschaulicht, eine der wunderbaren Anstalten, die über die ganze Ostküste von Asien bis tief ins stille Meer verbreitet sind und den Schiffern überall ihre Warnungssignale zukommen lassen.

In jedem Fall überrascht das Philippinendorf durch die Echtheit dessen, was in ihm geboten wird. Wer weiß, was die Vereinigten Staaten durch die Ausbreitung ihrer Interessensphäre bis an die Nähe der ostasiatischen Küste noch machen werden! Man erinnert sich gerade jetzt mit Vorliebe daran, daß nach dem Tode Magellans die erste Expedition zur Besetzung und Kolonisation der Philippinen von Nordamerika segelte, denn General Legaspi und Bruder Urdaneta, denen diese Aufgabe 1564 vom spanischen König Philipp II. anvertraut wurde, hatten beide in Mexiko gelebt. Ihnen, die dem Archipel die ersten Spuren der Zivilisation aufge-

drückt haben, ist in Manila, unmittelbar am Strande, ein Denkmal errichtet worden. In der jüngsten Zeit hat man in den Vereinigten Staaten ganz ernsthaft den Vorschlag gemacht, die Negerfrage dadurch zu lösen, daß man die Schwarzen nach den Philippinen hinüberbringt. Aber niemand konnte angeben, wie man so viele Millionen Menschen auf Schiffen über den Stillen Ozean in die Nähe der asiatischen Küste schaffen soll. Platz genug wäre freilich auf den Inseln selbst für eine fünf und sechsmal so große Bevölkerung, wie wir sie gegenwärtig dort finden. Aber selbst solche abenteuerlichen Träume sprechen dafür, daß man mit dem Besitz dieses Archipels große Pläne verfolgt. Selbst im Innern der Insel ist es mit der idyllischen Ruhe, die den Schauplatz für den einsamen und verlassenen Enoch Arden in der Dichtung von Tennyson bilden könnte, für alle Zeiten vorbei. Das Regiment der braunen kleinen Burschen, die so keck um sich blicken und die erstaunten Blicke aller auf sich lenken, dürfte nicht umsonst nach allen Regeln der Kunst militärisch geschult worden sein.

Der Palast der Bundesregierung und die fremden Staaten.

Von allen Gebäuden der Weltausstellung ist keins so frühzeitig fertiggestellt und wegen seines reichen Inhalts mit so allgemeinem Interesse ge-

würdigt worden, wie der Palast der Bundesregierung. Zu einer Zeit, als die Maurer und Zimmerleute die Wege noch überall versperrten, flatterte von der Kuppel dieses mächtigen Bauwerks, bei dessen Anblick die Amerikaner an den herrlichen Dom des Kapitols in Washington erinnert werden, bereits das Sternenbanner und lockte die Besucher zahlreich an.

Dies Gebäude, das nur aus einer einzigen Halle besteht, erhebt sich vor dem Plateau, wo die Häuser der Staaten Nordamerikas bunt zerstreut errichtet sind und spielt die Rolle einer Mutter, die ihre Kinder liebevoll beschützt und stolz darauf ist, daß sie von deren Wohlergehen vor der ganzen Welt Zeugnis ablegen darf. Dienen die Gebäude der einzelnen Republiken als Stätten der Erholung und Geselligkeit, so will der Palast der Bundesregierung ein Museum sein, das zur Belehrung seiner Besucher nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet ist.

Diesem ernsten Charakter entspricht auch die innere Ausführung der Halle, deren Dach im Gegensatz zu der armseligen Bretterverschalung der meisten Gebäude eine solide Eisenkonstruktion aufweist. In diesem Raum, der über achthundert Fuß lang und gegen zweihundertfünfzig Fuß breit ist, sind die einzelnen Gruppen der Ausstellungsobjekte in Schränken, Nischen und auf erhöhten Plätzen, um dem Bedürfnis nach Abwechselung zu entsprechen, bunt durcheinander gedrängt worden. Die zeitliche und

räumliche Entwickelung der Vereinigten Staaten, alles, was aus dem Boden wächst, in den Wäldern lebt, in den Strömen und Seen schwimmt, durch die Lüfte flattert, alle technischen Erfindungen von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage haben hier eine Stätte gefunden, wo man sie im Verlauf von einigen Stunden kennen lernen und studieren kann.

Zu diesem Museum, dessen Buntheit zuerst vielfach verwirrend wirkt, haben die einzelnen Departements allerdings ihre besten Leistungen beigesteuert, um ein nordamerikanisches Panoptikum entstehen zu lassen. Da erblicken wir die Nachbildung eines Kanonenboots, das man in seinen Einrichtungen genau betrachten kann, neben dem Skelett und dem ausgestopften Leib eines ungeheuren Walfisches, Modelle amerikanischer Postdampfer neben einem Eisenbahnwagen, der für die Beförderung von Briefen und Paketen bestimmt ist, Fische aus dem Atlantischen und Stillen Ozean neben einem Eisbären von gewaltigem Umfang, Sammlungen von Pflanzen und Vögeln neben einem meteorologischen Observatorium.

Die großen Bibliotheken, vor allem die Congreß Library und das Smithsonian-Institut in Washington haben Modelle ihrer prachtvollen Gebäude ausgestellt. Ein dreifaches Panorama versetzt uns nach den landschaftlich schönsten Punkten der Vereinigten Staaten, nach der Schlucht des Yosemite-Tals mit

seinen überraschend geformten Felsenmassen und Wasserfällen, zu den staunenswerten Geiserbecken des Yellowstone-National-Parks und den Wundern von Arizona. Man muß sich mit guten Augen und gesunden Nerven ausrüsten, um von all diesen Schaustücken nicht verwirrt zu werden, von denen aber jedes seinen unzweifelhaft großen Wert besitzt und aufmerksame Beachtung verdient.

Vom Palast der Bundesregierung lenken wir unsere Schritte quer durch die Ausstellung an den Kaskaden vorbei zu einer Menge anderer Gebäude, mit deren Herstellung und Ausschmückung die fremden Nationen in St. Louis ihre Visitenkarten abgegeben haben.

An Stelle einer „Rue des nations", wie man sie vor vier Jahren in Paris am Seine-Ufer als eine reizende Folge von Architekturbildern errichtet hatte, ist man in St. Louis auf den Gedanken gekommen, die Gebäude der fremden Völker zu einer frei zusammengesetzten Gruppe ohne bestimmten Mittelpunkt an einander zu rücken. Eine Ausnahme macht dabei nur das deutsche Haus, das diesem Stelldichein der Nationen ferngeblieben ist und sich neben der großen Festhalle und den Kaskaden einen selbständigen und in jeder Hinsicht bevorzugten Platz gesichert hat. Die übrigen Völker haben ihre Repräsentationsgebäude auf einem Gelände errichtet, das sich am Abhange des Administrationspalastes hin-

zieht und ohne bestimmten Abschluß geblieben ist. Auch hält es wegen dieser zufälligen Ineinanderschachtelung schwer, einen Ueberblick über das Ganze zu gewinnen. Man muß einen Plan mit sich führen, um den richtigen Weg zu finden und Einzelnes nicht zu übersehen. Unwillkommen berührt bei dieser „Stadt der Völker" auch die Nähe des Maschinenhauses, das bei ungünstiger Windrichtung aus seinem Schornstein eine dichte Rauchwolke über diese architektonischen Schaustücke hinwegwirbeln läßt.

Trotz alledem enthält diese Gruppe von Gebäuden mit den bunten Fahnen, die von ihren Türmen flattern, viel Sehenswertes, und der Aufenthalt auf diesem Gebiete der Weltausstellung ist um so gefälliger, als nach Möglichkeit für hübsche Gartenanlagen, Terrassen, Ruheplätze und bildnerischen Schmuck gesorgt ist.

Hat Deutschland sich von dieser Gruppe getrennt, um sich in entgegengesetzter Lage auf eigener Höhe zu behaupten, so ist Rußland aus diesem Bunde der übrigen Nationen, kurz bevor er sich zusammenschließen wollte, wieder ausgetreten. Es waren nördlich vom englischen Gebäude bereits die Fundamente für das Gebäude gelegt, in dem das Zarenreich seine Teilnahme an der Worlds Fair weit sichtbar bekunden wollte. Als aber der japanische Krieg in so unerwarteter Weise ausbrach und Rußland seine ungeteilte Aufmerksamkeit und Kraft den Vor-

gängen im fernen Osten zuwenden mußte, wurde das Geschaffene wieder eingerissen. Auch in den übrigen Abteilungen wurde das meiste von dem, was vorbereitet oder bereits herbeigeschafft war, wieder rückgängig gemacht, sodaß von einer Beteiligung Rußlands an der Weltausstellung in St. Louis überhaupt kaum gesprochen werden kann.

Wie Deutschland das Charlottenburger Schloß zum Vorbild genommen hat, sind auch die übrigen Völker, die hierbei in Frage kommen, bestrebt gewesen, mit ihren Gebäuden an wichtige Abschnitte ihrer Geschichte zu erinnern oder einen charakteristischen Ausdruck für die natürliche Beschaffenheit ihrer Länder zu finden. Die Nationen des westlichen Europas suchten die Modelle zu ihren Schöpfungen den Glanzzeiten der Monarchie zu entnehmen, als sie sich zu höchster Pracht entfaltete und den künstlerischen Geschmack anleitete, ihre Ruhmestaten oder das Leben am Hof mit einem Schimmer von Idealität zu umgeben, wie er allen andern Sterblichen unerreichbar blieb. Die Länder des östlichen Asiens, sowie die mittel- und südamerikanischen Republiken weisen dagegen durchweg einen Zug ins Phantastische auf, schwelgen in auffallenden Farben und Formen der Außendekoration und suchen die Erzeugnisse ihrer Fauna und Flora symbolisch zu verwerten.

In vielen Fällen haben sich die Kommissare der einzelnen Nationen in diesen Gebäuden auch schöne

Repräsentationsräume gesichert, in denen sie Freunde von Rang und Stellung gastlich aufnehmen und sogar vorübergehend wohnen lassen können. Auch dieser Teil der Weltausstellung schälte sich nur langsam aus dem Staub und Schutt der Vorarbeiten heraus und konnte erst im Spätfrühling fertig gestellt werden, bot dann allerdings den Anblick einer Gartenstadt, deren Reiz sich niemand entziehen konnte.

Großbritannien und Frankreich müssen, wenn von den Schaugebäuden der fremden Nationen die Rede ist, in erster Linie genannt werden, denn sie haben unter Aufbringung großer Opfer wirkliche Paläste errichtet, denen man schwerlich anmerkt, daß sie nach Verlauf von wenigen Monaten dem Erdboden gleich gemacht werden sollen.

England hat den Besuchern der Weltausstellung ein Bild aus dem Baustil zur Zeit der Königin Anna geboten, wie er im Kensington-Palast zu London zum Ausdruck kommt. An der Hauptfront stützen dorische Säulen den Mittelbau, während die beiden Seitenflügel durch spitze Dächer und kleine Bogenfenster charakterisiert werden. Die andere Front wirkt noch anmutender durch die breite offene Terrasse, die zu den ausgedehnten Gartenanlagen hinabführt. Es ist natürlich nicht der Kensington Palast in seinem ganzen Umfang, der hier nachgebildet wurde, sondern jener als „Orangery" be-

kannte Teil, der dem englischen Königshause als Festhalle diente. In den Nischen sind Standbilder angebracht und die Wände mit Gemälden geschmückt.

Eigenartig wirkt der Hof im Innern des Gebäudes, der durch Säulengänge im dorischen Stil eingefaßt wird und nach einer Seite offen liegt. Dadurch entsteht eine reizende Mannigfaltigkeit von inneren und äußeren Fassaden, von denen diese sich durch ihren monumentalen festlichen Stil, jene durch ihre gemütlichen, von grünen Läden verschlossenen Fenster auszeichnen.

Die Verteilung der Räume ist eine derartige, daß man eine eindrucksvolle Vorstellung von der Art erhält, wie die Architektur zur Zeit der Königin Anna, Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, gestaltet war. Die eigentliche Halle durchläuft das ganze Gebäude und wird an jedem Ende durch einen behaglich abgerundeten Raum abgeschlossen. Man unterscheidet daneben das Elisabeth- und das Adamszimmer, die mit den Möbeln aus jener Zeit ausgestattet sind.

Wie man im Deutschen Hause auch ein Motiv aus dem preußischen Königsschloß zu Schlüters Zeit verwertet hat, ist in dem Gebäude Englands auf der Weltausstellung ein Zimmer aus dem Hampton Court Palast für den Raum der Königin Anna verwertet worden, wobei man es für die Innenaus-

stattung ebenfalls an anmutigen und fein aufeinander abgestimmten Einzelheiten nicht hat fehlen lassen.

Ein Meisterstück der Gartenkunst ist vor dem englischen Palast aus Bäumen und Hecken, aus Topfgewächsen und einer Fülle von Blumen entstanden, die, sorgfältig verpackt, die weite Reise von London nach St. Louis zum größten Teil glücklich überstanden haben und den Spaziergängern eine köstliche Augenweide gewähren. Kehrt man nach einem solchen Rundgang wieder zum Palais zurück, so versäumen es die Diener nicht, den Weg zu einem Zimmer zu zeigen, in dem die Puppen und Spielsachen sowie die Jubiläumsgeschenke der verstorbenen Königin von England ausgestellt sind. So wird der Faden geschichtlicher Erinnerung in diesem sehenswerten Gebäude beinahe durch zwei Jahrhunderte fortgesponnen.

In gleicher Weise hat es auch Frankreich versucht, ein allbekanntes Denkmal seiner Architektur an dieser Stelle dem Rahmen der Weltausstellung einzufügen. Das Lustschloß „Grand Trianon" in Versailles steht in seiner glücklichen Gliederung, einstöckig auf einer leicht ansteigenden Erhöhung und in ähnlicher Weise wie auf französischem Boden der Umgebung angepaßt, vor uns da. Damit ist gleichzeitig ein an Glanz und Romantik reiches Stück Geschichte aus der Umgebung von Paris in die Nähe des Mississippi verpflanzt, mit allen Erinne-

rungen an Ludwig XIV. und Frau von Maintenon, welcher der galante König dies Schloß errichten ließ.

Auch hier hat man es verstanden, den Bau zum Mittelpunkt einer ausgedehnten Gartenanlage zu machen, die sich im Laufe des Sommers, wenn all die jungen Anpflanzungen erst zu voller Entwicklung kommen, immer lieblicher gestalten dürfte. Als eine besondere Eigentümlichkeit des französischen Hauses verdient hervorgehoben zu werden, daß in ihm eine Anzahl der erlesensten Gobelins und prachtvolle Stücke der Porzellanfabrik in Sèvres zur Ausstellung gelangt sind. Man wird diese Kostbarkeiten also nicht in weitausgedehnten Hallen, wo eins das andere erdrückt, erst mühsam aufzusuchen brauchen. Sie werden hier wie „goldene Früchte in silbernen Schalen" dem Besucher an einer Stelle dargereicht, wo er unmöglich vorbeigehen kann.

Italien hat sich mit einem hübschen Villenbau eingefunden, dem sich eine gefällige, an zwei Seiten von einer Mauer umgebene Gartenanlage anschließt. Hierbei überwiegt der Eindruck des Heitern und Zierlichen mit der Verteilung der Kolonnaden, dem plastischen Schmuck auf den Säulen und den Friesen, die Meisterwerken der griechischen Kunst nachgebildet sind. Das Gebäude drückt im Gesamteindruck wie in einzelnen Ornamenten und Verzierungen das Fröhliche und Farbenfreudige des Südens, seines

Volkscharakters wie seiner landschaftlichen Vorzüge aus.

Vielfach sind die einzelnen Paläste und Häuser in der Heimat vollständig angefertigt und zusammengesetzt, dann wieder auseinander genommen und nach St. Louis transportiert worden. Das gilt vor allem von dem Gebäude Schwedens, das aus den Werkstätten in Stockholm hervorgegangen ist und die Poesie eines nordischen, von der Wärme des Kaminfeuers erfüllten Heims wiedergibt, und von Oesterreich-Ungarn, dessen Haus aus einer größeren Reihe von Salons besteht. In ihnen sind künstlerische und kunstgewerbliche Arbeiten verschiedener Art, die in den großen Gebäuden nicht untergebracht werden konnten, zu einer Art Sonderausstellung vereinigt.

Machen wir den Uebergang von Europa nach Asien, so tut sich zunächst das Regierungsgebäude Indiens vor uns auf, das ebenfalls aus einer charakteristischen, unmittelbar in die Augen springenden Nachbildung hervorgegangen ist. Wir erblicken kein Wohn- und Repräsentationsgebäude im gewöhnlichen Sinne, sondern die Grabstätte von Etmont Dorvlah bei Delhi, mit ihren zierlichen Minarets und gewundenen Türmen, die dem orientalischen Geschmack entsprechen. Ceylon hat sich, wie auf der letzten Pariser Weltausstellung, mit einer gemütlichen Teestube eingefunden, die von außen dem alten Tempel von Kandia gleicht. Siam, das Land des

weißen Elefanten, ist ebenfalls von einem nationalen Heiligtum, dem Ben Chama-Tempel in Bangkok, ausgegangen, der zur Ueberraschung der Spaziergänger an diese Stelle verpflanzt worden ist.

China hat als Staatengebäude des „Reichs der Mitte" die Nachbildung eines Landhauses entstehen lassen, das dem Prinzen Pu-Lun gehört, demselben kleinen, feinen, lächelnden Herrn, dem wir mit seinem Gefolge von hohen Würdenträgern bei seinen Spaziergängen durch die Ausstellung so oft begegnet sind. Der Prinz hatte das Amt eines General-Ausstellungskommissars für sein Land übernommen und freute sich jedesmal wie ein Kind, wenn die Leute ihm durch den Dolmetscher ihre Freude an dem kunstvoll zusammengesetzten Aufbau und dem reizenden Schnitzwerk seines Hauses ausdrückten.

Japan hat sich mit einer ganzen Gruppe von Gebäuden und Pagoden eingefunden, die auf einer Bodenerhebung hübsch nebeneinander stehen. Am meisten fällt dabei jener Teil des Kaiserpalastes in Tokio ins Auge, in welchem der Mikado seine Minister zur Audienz empfängt. Die Zusammensetzung dieses Gebäudes ist ein Meisterstück zierlicher Kleinarbeit, wie sie in dieser Weise von den geschickten und fleißigen Händen im Land der aufgehenden Sonne auch auf anderen Gebieten so oft hervorgebracht wird. Die Japaner haben sich in fast allen Teilen der Weltausstellung in vorteilhafter

Weise bemerkbar gemacht und mit ihren Bronzen, Gold- und Silberarbeiten, ihren herrlichen seidenen Stoffen und Stickereien, ihren Malereien und Lackwaren, wie in Paris geradezu Aufsehen erregt.

Wir finden ferner Kuba mit einem langgestreckten, von einem Turm überragten Gebäude, das mit seinen Säulen und seinem mit tropischen Pflanzen geschmückten Hofraum in uns die Erinnerung an das Wohnhaus eines reichen Mannes in Havana erweckt. Nach Mexiko versetzt uns ein anderer Pavillon von zwei Stockwerken, die in der Mitte eine von Lunetten durchbrochene Kuppel tragen. Im Schmuck der Wände und Glasfenster sind unzählige Motive aus den Kirchen, Museen, Palästen und Parks von Mexiko verwertet worden. Nicaragua und Brasilien vertreten daneben Mittel- und Südamerika.

Die Länder- und Völkergebiete außerhalb der Vereinigten Staaten drängen sich an dieser Stelle mit ihren Gebäuden ohne rechten organischen Zusammenhang, aber mit überraschenden Wirkungen im einzelnen hervor. Man hat als Beschauer das Gefühl, auf einen Globus zu blicken, der sich in beständiger Drehung befindet.

Schlußbetrachtung.

Warum gerade in St. Louis? Diese Frage taucht immer wieder auf, wenn man von einem

Rundgang durch die Weltausstellung heimkehrt und die Summe dessen zieht, was man bei den langen Wanderungen an bunt wechselnden Eindrücken in sich aufgenommen hat. Niemand wird den Unternehmungsgeist und den Mut unterschätzen, die dazu gehörten, ein solches Werk ins Leben zu rufen, ihm die Teilnahme und das Interesse fast aller Kulturvölker der Erde zu sichern. Ein Gebiet, wie es in dieser Ausdehnung bisher noch niemals in Angriff genommen war, ist mit schimmernden Palästen und Schaustellungen aller Art bedeckt worden. Neben vielem Bekannten haben wir auch eine Fülle von Eindrücken, die nicht nur für die Amerikaner neu waren, in uns aufgenommen, viel Belehrendes und Unterhaltendes gesehen und unser Anschauungsgebiet nicht unbeträchtlich erweitert.

Trotz alledem findet man verhältnismäßig wenige Besucher, Einheimische wie Fremde, die in das Lob dieser Weltausstellung bedingungslos einstimmen und sich während ihres Aufenthalts in St. Louis so wohl gefühlt haben, daß ihnen der Abschied von der „Worlds Fair“ besonders schwer wurde. Die meisten atmeten erleichtert auf, als sie ihre Ausstellungsgegenstände unter Dach und Fach gebracht hatten, verfolgten entweder andere Reiseziele nach dem Westen und Süden Nordamerikas oder kehrten über den Atlantischen Ozean eilig wieder zur Heimat zurück. Es lag in der Luft

von St. Louis etwas schwer zu Charakterisierendes, das die Besucher nur selten warm und fröhlich werden ließ, wie es zum Charakter eines solchen Völkermarktes doch eigentlich gehört.

Das ist um so bemerkenswerter, als die Bevölkerung sich im großen und ganzen alle Mühe gegeben hat, ihren Gästen den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Ueberall merkte man aber einen Rest von Zweifel, ob diese Weltausstellung ihren Zweck wirklich erfüllt habe, und ein gewisses Unbehagen, das im engeren wie im weiteren Verkehr die Stimmung seltsam beeinflußte.

Zunächst hatte man mit dem Mißtrauen und Neid zu kämpfen, das von der amerikanischen Bevölkerung selbst, namentlich in den östlichen Staaten, gegen die Weltausstellung in St. Louis empfunden und ausgesprochen wurde. Es erschien ihnen als Vermessenheit und Ueberhebung, mehr als dreißig Eisenbahn-Stunden westlich von New-York in einer Stadt, die zwar in steigendem Wachstum und Wohlstand begriffen, aber weit davon entfernt ist, eine Metropole zu bilden, mit solchen Ansprüchen vor die Welt zu treten, ihren Gästen etwas bieten zu wollen, was die nicht geringen Opfer an Zeit und Geld lohnen würde. Man sprach von dem aufgeblasenen Frosch in der Fabel.

Unter den amerikanischen Städten zeichnet sich St. Louis verhältnismäßig nur wenig durch das

Bewegliche, Jugendliche und schnell Zugreifende aus, das wir im Lande des Uncle Sam mit Recht sonst immer erwarten. Hat man sich an die köstliche Frische und das leidenschaftliche Vorwärtsdrängen des New-Yorker Lebens gewöhnt, so fühlt man sich in der Mississippistadt zunächst eingeengt und beklommen. Im Wesen der Bevölkerung liegt etwas Konservatives und Bedächtiges, um nicht zu sagen Weltfremdes und Schwerfälliges. Man fühlt das sofort heraus, wenn man im Hotelzimmer seine Sachen geordnet hat und seinen ersten Spaziergang macht.

Die Verkäufer in den Läden haben wenig Entgegenkommendes, es scheint ihnen ziemlich gleichgiltig zu sein, ob man ihnen etwas abnimmt oder nicht. Auf den Post- und Telegraphenämtern geht es erstaunlich langsam und gemütlich zu. Die Bedienung in den Hotelwirtschaften und Restaurationen zeigt nur ein geringes Verständnis für die Bedürfnisse und Ansprüche solcher Gäste, die ein Stück Welt gesehen haben. Nur das Washington- und das Jeffersonhotel, die neu gebaut sind, können höheren Ansprüchen genügen. Aus Planters Hotel, einem älteren, in Amerika angesehenen Hause, sind zahlreiche Gäste ausgezogen, weil sie ihr Frühstück mit einer Schar Ratten teilen mußten, die in den Röhren der Heizungsanlage ein ungestörtes Logis gefunden hatten. Und nun auf einmal dieser gewaltsame Versuch, koste es, was es wolle, eine Weltausstellung

hervorzaubern zu wollen, so umfangreich und pomphaft, wie immer wieder hervorgehoben wurde, daß etwas Aehnliches noch nicht dagewesen sei!

Die Bevölkerung ließ sich von dem Ehrgeiz und Strebertum der Intelligenz und der Gewinnsucht einer Gruppe reicher und einflußreicher Männer leiten, an deren Spitze der frühere Gouverneur von Missouri, Francis, stand, ein Mann, der sich daneben als geschickter Getreidespekulant ein warmes Bett gemacht hatte und von dem Erfolg der Weltausstellung erwartete, daß sie ihn allmählich auf den Präsidentenstuhl in Washington hinaufschieben würde.

Francis ist eine echt amerikanische, durchaus praktisch veranlagte Natur und erfreute sich großen Ansehens in St. Louis, seitdem er als Mayor der Stadt eine erfolgreiche Tätigkeit entfaltet hatte. Seine Wirksamkeit und sein Einfluß erweiterten sich dann, als er Gouverneur des Staates Missouri wurde. Er selbst hatte nur eine einzige Weltausstellung, die in Chicago, kennen gelernt, und auch sie nur als unbeteiligter Zuschauer, ohne in den Gang der Verwaltung irgendwie einzugreifen. Ein kalt berechnender Kopf, ohne Nerven und Empfindlichkeit, beschloß er, das riesige Unternehmen, als die Sache spruchreif wurde, allein auf seine Schultern zu stellen und die Männer seiner Umgebung, soweit es irgend ging, ganz zu seinen Kreaturen zu machen. Wer ihm nützen konnte, wurde sein Freund, und

noch eifriger zog er Leute an sich, die er zu fürchten hatte. Um in seiner Stellung nicht erschüttert zu werden, suchte er alle Fäden in seinen Händen zu vereinigen, nur das, was er persönlich wollte und guthieß, neben sich aufkommen zu lassen.

Mit diesem Despotismus konnte er manches aus dem Wege räumen, was sich ihm hindernd entgegenstellte, als er bei verschlossenen Türen an den Vorbereitungen des großen Werkes arbeitete. Die Mängel dieses Systems stellten sich aber sofort heraus, als die Weltausstellung eröffnet wurde und die einzelnen Abteilungen selbständig tätig sein sollten. Da merkte Francis erst, daß er sich zu viel zugemutet hatte und daß die richtige Arbeitsteilung fehlte, ohne welche die Räder im Getriebe einer Weltausstellung nicht glatt ineinander greifen können. Es trat eine Periode völliger Verwirrung ein, in der über die wichtigsten Dinge keine Entscheidung zu erlangen war, Berge von Briefen unbeantwortet blieben und einer dem andern auf die Füße trat.

Vielen von denen, die den Gedanken einer Weltausstellung am lebhaftesten befürwortet hatten, mochte während dieser Zeit bange werden vor der Erfüllung der Träume, in denen sie sich hatten einwiegen lassen. Sie erkannten, daß St. Louis eine große Stadt, aber keineswegs eine Großstadt sei, die von fern und nah Menschen an sich zu locken versteht. In New-York schmollte man in gewissen

Kreisen geradezu und tat so, als ob man von einer Weltausstellung in St. Louis nichts wüßte.

Aber die Sache mußte, wenn auch mit Anwendung äußerster Gewalt, zu Ende geführt werden, nachdem sie einmal angefangen und bereits ein Jahr über den ursprünglich festgesetzten Termin hinausgeschoben war. Um die Oeffentlichkeit im weitesten Maße dafür zu interessieren, berief man ein Parlament der internationalen Presse nach St. Louis, benahm sich dabei aber so ungeschickt, daß man glauben konnte, die Vorbereitungen zu diesem Kongreß seien von einigen besseren Cowboys getroffen worden. Niemals und bei keiner Gelegenheit hat man den Männern der Feder, anstatt ihnen die Erfüllung ihrer Aufgabe zu erleichtern, so große Schwierigkeiten in den Weg gelegt, sie mit so vielen nutzlosen Umständlichkeiten, Laufereien und Plackereien behelligt, wie in St. Louis.

Und immer wieder diese unerfreuliche Stadt und ihre Bevölkerung, die mit der Weltausstellung als solcher nichts rechtes anzufangen weiß, die einen Anstoß von außen erwartet, um sich weltstädtisch zu strecken und zu recken. Nicht, um den Wert der Weltausstellung herabzudrücken, sondern um beherzigenswerte Ratschläge zu erteilen namentlich für solche, die mit amerikanischen Verhältnissen nicht vertraut sind, mögen sich an unsere allgemeinen Be-

trachtungen noch ein paar Bemerkungen besonderer Natur anschließen.

St. Louis hat während der Weltausstellung einen Zustrom von guten und schlechten Elementen erhalten, durch welche die Physiognomie der Stadt wesentlich verändert worden ist. So anziehend und anregend es sein mußte, in den Hotels und an den Stammtischen mit Künstlern, Gelehrten und Großindustriellen von nah und fern zusammenzutreffen, so stark war das Gefühl der Unsicherheit, das sich des Fremden bemächtigte, wenn er in vorgerückter Stunde allein durch die Straßen ging und dabei entlegene Stadtteile berührte, um zu seiner Wohnung zu gelangen. Die Wabash Eisenbahn, die von der Ausstellung nach dem Hauptbahnhof führt, endigt in einem Viertel, das von Dieben, Zuhältern und Dirnen bevölkert ist, und wurde infolgedessen von Fremden am Abend nur ausnahmsweise in Anspruch genommen.

Aber auch bei der Benutzung der elektrischen Straßenbahn war Vorsicht dringend geboten, wenn man den Plan der Stadt nicht genau im Kopfe hatte und zweifelhaft war, wie weit man fahren mußte. Die Kondukteure riefen die Namen der Straßen, zu denen man gelangte, allerdings ebenso wie bei uns aus, meistens aber so undeutlich, daß man in vielen Fällen nicht wissen konnte, wo man sich befand. Man tat daher, namentlich wenn man des Eng-

lischen nicht mächtig war, am besten, dem Kondukteur gleich beim Einsteigen zu sagen, wo er halten sollte, und ihn daran unterwegs noch ein- oder zweimal zu erinnern. Andernfalls konnte man in die Lage kommen, daß man zu weit fuhr und an einer menschenleeren Baustelle oder auf einem freien Platz, wo man nicht die Hand vor Augen sehen konnte, aussteigen und eine Viertelstunde warten mußte, bis ein Wagen von der entgegengesetzten Richtung sich zeigte.

Mit Ausnahme weniger Straßen, wie des Broadway und der Olivestreet, wo sich mehrere Theater, große Geschäftshäuser und Restaurants befinden, war St. Louis bereits um 11 Uhr abends wie ausgestorben, und die Begegnung mit einsam schleichenden Gestalten, die ab und zu aus der Dunkelheit auftauchen, konnte für den Fremden unangenehme Folgen haben. Selbst in der schönen Villengegend des Westens und in den Parkanlagen, die zur Weltausstellung führen, schien zu einer Zeit, wo in Berlin die Straßen von Menschen überflutet sind, alles wie ausgestorben zu sein, und es war nicht ratsam, hier seinen Weg allein zu gehen.

Sogar in der vornehmen Gegend, wo unser Konsul Dr. Rieloff sein gastliches Heim hat, hörte man des Abends kaum einen Laut oder Schritt, sah man keinen Wächter oder Schutzmann, den man um Rat fragen konnte, wenn man irre ge-

gangen war. Man fuhr mit dem Wagen von der Ausstellung durch den Forest-Park eine Viertelstunde lang wie durch einen verzauberten Garten und konnte St. Louis für eine Totenstadt halten.

Jeder, der eine Reihe von Jahren in St. Louis gelebt hat, weiß unglaubliche Dinge von nächtlichen Ueberfällen zu erzählen, wie sie bei uns nur in Hintertreppenromanen vorkommen. Die Banditen, die aus dem Schatten der Häuser unvermutet auftauchen, halten ihren Opfern mit dem Zuruf: „Hands up!“ mit der Rechten den Revolver so lange vor das Gesicht, bis sie mit der Linken seine Barschaft aus der Rocktasche gezogen haben. Es wäre unklug und mit Lebensgefahr verbunden, sich bei einem solchen Ueberfall zur Wehr zu setzen.

Am zweckmäßigsten war es, in dem kleinen Ledertäschchen, das zur Aufnahme der Dollarscheine dient, immer nur soviel bei sich zu führen, als zur Bestreitung der Abendzeche und Droschke gerade genügte, und diesen Betrag dem Mississippi-Räuber ohne weiteres auszuliefern. Ebenso hatten die Hoteldiebstähle während der Weltausstellung einen erschreckenden Umfang angenommen, wie ich nach den Erlebnissen meiner Flurnachbarn bestimmt behaupten darf. Deshalb eine Anzeige bei der Polizei zu machen, führte meistens nur dazu, daß man zwecklose Scherereien mit den Detektives hatte und von unzähligen Reportern überlaufen wurde.

Wir erwähnen das alles keineswegs, um den Erfolg der Weltausstellung zu verkleinern, sondern um Wißbegierige, die den Maßstab deutscher Verhältnisse auf dortige Zustände übertragen, für die Zukunft zur Vorsicht zu mahnen. Den wirklichen Genuß von den Wundern, die in den Anlagen des Forestparks geschaffen sind, um das Jahrhundert des Louisiana-Ankaufs festlich zu begehen, konnte man erst im Herbst haben, der mit seinen schönen sonnigen, erfrischenden Tagen der Ausstellung bis Ende November zugute kommen mußte. Dann konnte man vielleicht auch vergessen, wie bei der staunenswerten, aber ein wenig naiven Begeisterung, die St. Louis erfaßte, weder an die planvolle Vorbereitung, noch an die Wahl der richtigen Männer, noch an die Beschaffung der nötigen Mittel ausreichend gedacht worden ist. Der Missouristaat hat aber bei dieser Gelegenheit zweifellos die Aufmerksamkeit der ganzen Welt erregt und dürfte darin einen neuen Antrieb zu noch höherem wirtschaftlichen Aufschwung erblicken, als er bisher erreicht wurde. Auch hierin drückt sich eine unaufhaltsame Bewegung nach dem Westen aus, die im Herzen des Landes neue Mittelpunkte des amerikanischen Lebens schaffen und mit ungezügeltem Unternehmungsgeist bis an die Ufer des stillen Ozeans vordringen möchte.

So groß das Wagnis war, das St. Louis als

Stadt mit der Weltausstellung auf sich genommen hatte, durfte man doch in einem Punkt, der uns besonders angeht, volle Befriedigung empfinden. Ueberall, wo man einer deutschen Abteilung begegnete, hörte man Worte hoher Anerkennung, und das Gesamtbild, das mit unseren Erzeugnissen gegeben wurde, hatte sich allen Besuchern der Stadt schon in der ersten Phase seiner Entwicklung tief und nachhaltig eingeprägt. Es waren nicht nur höfliche Worte, die unserer deutschen Ausstellung gezollt wurden, sondern sie war von einem großen Zug der Tüchtigkeit und Tatkraft beherrscht, die Einheimischen und Ausländern, Amerikanern und Europäern, welche Interessen sie auch verfolgen mögen, gleichmäßig imponierte.

Mit Ausnahme der Manufakturen, wo wir nicht vertreten waren, haben wir in allen Abteilungen vortreffliches geleistet, eine kluge Auswahl vorgenommen, die äußeren Arrangements mit künstlerischem Geschmack getroffen und so rastlos gearbeitet, daß wir früher als alle anderen Nationen fertig waren. Ueber unsagbare Schwierigkeiten hinweg sind wir mutig immer vorwärts gedrungen, um uns bei diesem Wettkampf tapfer zu behaupten und manchen Sieg zu erringen.

Kein Zweifel, daß diese Mühe und dieser Aufwand in Zukunft reiche Früchte tragen werden. Das Ansehen der Deutschen in den Vereinigten

Staaten und besonders in St. Louis ist dadurch wesentlich gestärkt worden, und wer zuweilen im Kampf ums Dasein zögern mochte, sich der Vorzüge des ausgereiften Kulturlebens in der Heimat dankbar zu erinnern und auf seine Herkunft stolz zu sein, wird nunmehr die bisherigen Zweifel glücklich überwunden haben. Ihm wurde es wieder zum Bewußtsein geführt, daß in dem fünften Teile der amerikanischen Bevölkerung deutsches Blut fließt und daß, von andern Städten abgesehen, allein in Chicago eine halbe Million Deutsche leben. Er hörte, was er vielleicht selbst nicht immer auszusprechen wagte, jetzt aus aller Munde, von dem Fachmann, der mit ernst prüfender Miene durch die Hallen der Ausstellung geht, bis zu dem unbefangenen Neugierigen, der sehen, lernen und sich unterhalten will. Selbst der amerikanische Postbeamte, der unseren eingeschriebenen Brief entgegennahm und auf der Adresse den Namen „Berlin" bemerkte, konnte sich nicht enthalten, von den Vorzügen unserer Ausstellung zu schwärmen.

Hierzu kam, daß unser amtlicher Katalog ein Werk von bleibendem literarischen Wert ist und in seiner vorzüglichen Ausstattung einen Schmuck für die Sammlung jedes Bücherfreundes bildet. Die von ersten Fachautoritäten geschriebenen Abhandlungen, die dem Verzeichnis der Aussteller vorausgehen und fast zwei Drittel des Buches umfassen, geben eine

nahezu vollständige Uebersicht über den Stand von Industrie, Handel, Kunst, Gewerbe, Unterrichts- und Wohlfahrtseinrichtungen in Deutschland zu Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts nach geschichtlichen und sachlichen Geschtspunkten.

Wir hatten in dem Charlottenburger Schloß, das eine Stätte vornehmer und fröhlicher Geselligkeit geworden ist, das schönste Gebäude, in dem deutschen Restaurant einen Sammelpunkt für die elegante Welt, für anspruchsvolle Kenner von Küche und Keller, wie er zum zweitenmal in dem ganzen Gebiet nicht zu finden war, und in den Tiroler Alpen den gemütlichsten, fröhlichsten und volkstümlichsten Aufenthalt der Weltausstellung geschaffen. Niemand konnte länger die Frage aufwerfen, ob es klug und notwendig war, daß wir uns unter so großen Opfern an diesem Werk beteiligten. Sein Erfolg im ganzen mag durch die Lage der Stadt und manche Fehler der inneren Verwaltung immerhin erschwert worden sein. Der deutsche Name hat sich aber in diesem Gewirr von Völker- und Ausstellungsgruppen, von echtem und falschem Glanz mit vollen Ehren behauptet und die Amerikaner mit Bewunderung für alles erfüllt, was durch unsere rastlose geistige Arbeit auf den verschiedensten Gebieten Treffliches und Mustergiltiges auf der Weltausstellung in St. Louis zutage gefördert wurde.

Deutsch-Amerikanertum.

Seit zwei Jahrzehnten haben sich die Deutschen in den Vereinigten Staaten einen Festtag geschaffen, in dem sie alle Unterschiede der Stellung und Partei zu vergessen und sich aus der Zersplitterung ihrer Existenz zum Bewußtsein ihrer Landsmannschaft zu erheben suchen. Der „deutsche Tag" wurde zur Erinnerung an die dreizehen deutschen Familien ins Leben gerufen, die am 6. Oktober 1663, von dem jungen Advokaten Pastorius geleitet, in Amerika landeten und in Pennsylvania die erste deutsche Ansiedlung unter dem Namen „German town" gründeten, die sich als eine Vorstadt von Philadelphia noch jetzt erhalten hat.

Was damals durch Fleiß und Ausdauer unter Entbehrung und harter Arbeit geleistet, mit Pflug und Egge dem unberührten Boden abgewonnen, mit grobem Werkzeug von schwieligen Händen geschaffen,

vom Geist der Familie zusammengehalten und vermehrt wurde, hat sich allmählich zu dem gewaltigen, schirmenden Dach ausgebreitet, unter dem die Deutschen Nordamerikas gegenwärtig wohnen. Ihr Oktoberfest, das früher in einzelnen größeren Städten gefeiert wurde, wurde in diesem Herbst zum erstenmal auf der Weltausstellung in St. Louis gemeinsam begangen und legte dabei Zeugnis ab von der Bedeutung, die unseren Landsleuten in der neuen Welt innewohnt, wenn sie, ohne Rücksicht auf persönliche Interessen, sich fest zusammenschließen, um ihre Schaffenskraft dem neuen Vaterlande zu gute kommen zu lassen.

Dabei muß ich eines unvergeßlichen Studentenkommerses des „German Department" gedenken, dem ich in der Kolumbia-Universität in New-York beiwohnen durfte. Die Verbrüderung des amerikanischen und deutschen Geistes fand bei dieser Gelegenheit einen herzerfreuenden Ausdruck. Man konnte sich nach Heidelberg oder Jena versetzt denken, als deutsche Studentenlieder von jugendlich kräftigen Stimmen vorgetragen, Salamander auf das alte Kulturleben unserer Heimat und ihre Gäste, die von dort herübergekommen waren, gerieben und nach guter deutscher Sitte die akademischen Rechte und Pflichten, die sich die Pflege eines gesunden Idealismus zum Ziel gesetzt haben, gefeiert wurden.

Der Präsident oder, wie man bei uns sagen

würde, Rektor der Kolumbia-Universität, Professor Butler, sprach bei dieser Gelegenheit ebenso geistreich und gewandt, wie temperamentvoll und erwärmend über die Bedeutung, welche die Pflege der deutschen Wissenschaft, Dichtkunst und Kunst für die Entwicklung der Hochschulen und des gesamten Kulturlebens in Nordamerika besitzt. Der Fremde, der Land und Leute in den Vereinigten Staaten meist nur hastig und flüchtig beobachtet, glaubt zunächst, überall der Herrschaft des Dollars und einer ausschließlich materiellen Lebensauffassung zu begegnen. Erst wenn er einen tieferen Einblick in die dortigen Verhältnisse gewinnt, lernt er begreifen, daß die Hingabe an die Ideenwelt, welche die Grundlage der deutschen Erziehung bildet, auch unter dem Sternenbanner der Republik im stillen eine mächtig fördernde Triebkraft entwickelt und die alte europäische Kultur auch dort immer festere Wurzeln schlagen läßt.

Professor Butler, der zugleich Herausgeber der bedeutendsten pädagogischen Zeitschrift von Amerika ist, darf als klassiches Beispiel für diese vornehme Geistesrichtung betrachtet werden. Der frühere Schüler der Berliner Universität, der zu den Füßen Zeller's und Paulsen's gesessen hat, übt jetzt als Leiter einer der größten Lehranstalten seiner Heimat einen tonangebenden, segensreichen und überall anerkannten Einfluß aus. Wie alle vielbeschäftigten Menschen hat er immer eine halbe Stunde Zeit,

wenn sich Jemand bei ihm einfindet, der an der seiner Pflege anvertrauten großartigen Schöpfung ein ernstliches Interesse nimmt. Er ließ es sich nicht nehmen, mich selbst durch den Lesesaal der Universität und sein Rektoratszimmer zu führen, sowie mich auf die University Hall aufmerksam zu machen, ein imponierendes Gebäude, das der Studentenschaft als Klubhaus dienen soll und neben einem geräumigen Speisesaal auch ein Theater, ein Schwimmbad und einen Raum für athletische Uebungen enthalten wird.

So verschieden Boden und Klima, Zusammensetzung und Charakter der Bevölkerung in den Vereinigten Staaten sind, so sehr unterscheiden sich auch die Deutschen von einander, die sich auf dem unabsehbaren Gebiet angesiedelt haben, und um so schwieriger erscheint die Aufgabe, zwischen ihnen einen engeren Anschluß herzustellen. Je nach dem Antrieb, der sie beseelte, sich jenseits des Atlantischen Ozeans ein Heim zu schaffen, zogen sich die Linien dessen, was sie erstrebten und erreichten, wie in einem weit ausgesponnenen Netz nach allen Richtungen. Religiöse Bedrängnis und wirtschaftliche Not, politischer Freiheitsdrang und unbestimmter Trieb zur Selbständigkeit bildeten die Beweggründe zur Auswanderung nach den einzelnen Landesteilen, wo wir die Deutschen in den Fabriken und Handelshäusern, unter den Aerzten und Advokaten, den Lehrern und Männern der Feder zahlreich vertreten finden. Alle

stehen mehr oder weniger, bewußt oder unbewußt, unter dem Einfluß jener scharf ausgeprägten Volks- und Charakterbildung, die sich von allen zugewanderten Nationen einen Teil ihrer Kraft angeeignet hat und doch keiner von ihnen gleicht, die das Empfangene selbständig umgearbeitet und durchgeformt hat zu dem eigentlichen Amerikanertum.

Auch die Deutschen haben hierbei ihren Zoll entrichten müssen und manches von der Eigenart ihres Temperaments und ihrer Weltanschauung in dem breiten Strom des amerikanischen Lebens untergehen sehen, um auf ihm erfolgreich schwimmen zu können. Ihre Heimatsprache beginnt schon bei ihren Kindern auffallend zu verkümmern und stirbt in der dritten Generation meist vollständig ab. Sitten und Gebräuche, die sie früher nicht gekannt und verstanden haben, werden ihnen allmählich selbstverständlich, und wenn sie der Dampfer bei ihrer Sommerreise wieder nach Bremen oder Hamburg bringt, sind sie selbst am meisten darüber erstaunt, wie fremd ihnen das Land ihrer Väter geworden ist.

Bei einer Zahl von Deutsch-Amerikanern schlägt das ursprüngliche Heimatgefühl sogar in das bare Gegenteil um. Sie haben sich vom Amerikanertum so voll gesogen, daß sie in öder und äußerlicher Weise darauf trumpfen, Licht und Schatten in ihm nicht mehr unterscheiden können und auf die euro-

päische Kultur wie auf etwas Rückständiges und Veraltetes hochmütig herabblicken.

Um so wohltuender ist es in solchen Zeitläuften, in denen das Verhältnis beider Nationen so lebhaften Schwankungen wie jetzt ausgesetzt ist, stärkere Berührungspunkte als früher sich nachweisen lassen, aber auch die Unterschiede deutlicher zutage treten, sich eines Mannes zu erinnern, in dem die Mischung von deutsch und amerikanisch sich in mustergiltiger Weise vollzogen hat, der als junger, kraftvoll sprießender Stamm nach den Vereinigten Staaten verpflanzt wurde und, ohne von seinem ursprünglichen Charakter etwas zu verlieren, sich zur vollsten Blüte seines Talents entfaltet und durch die Jahrzehnte hindurch immer reichere Früchte seines Geistes geerntet hat.

Wir sprechen von Karl Schurz, der im Frühling dieses Jahres in voller geistiger und körperlicher Frische seinen fünfundsiebzigsten Geburtstag feierte. Jeder Deutsche, der zum erstenmal den amerikanischen Boden betreten hat, fragt nach ihm und hört zu seiner Freude von dem unverminderten hohen Ansehen, dessen sich der so vielseitig verdiente Mann auch in der Beschaulichkeit des Greisenalters erfreut, von neuen Plänen und Arbeiten, die ihn unausgesetzt beschäftigen, und von seiner Empfänglichkeit für all die hastigen Veränderungen, die auf der Stätte seiner langjährigen Wirksamkeit Platz gegriffen haben.

Als Karl Schurz im Jahre 1852 über Paris und London nach Amerika kam und sich in Philadelphia niederließ, war er für seine Landsleute in der neuen Welt mit einem Schimmer von Romantik umgeben, die ihn zum Gegenstand des öffentlichen Interesses machte. Als Bonner Student hatte er sich an Gottfried Kinkel angeschlossen und mit ihm an der republikanischen Bewegung im Frühling 1849, vor allem an dem Sturm auf das Zeughaus in Siegburg, teilgenommen. Als einer der Aufständischen, die in der Pfalz und in Baden zu den Waffen gegriffen hatten, wurde er in Rastatt gefangen genommen. Doch gelang es ihm, durch die Flucht nach der Schweiz dem Schicksal seines Freundes zu entgehen, der wegen desselben Verschuldens zu lebenslänglicher Festungsstrafe verurteilt wurde. Schurz kam jedoch unter falschem Namen nach Berlin und wußte die Flucht Kinkels aus dem Gefängnis in Spandau zu veranlassen.

Noch nicht zweiundzwanzig Jahre alt, hatte er als Revolutionär und Volksheld, als Märtyrer und Befreier in wenigen Monaten mehr erlebt, als bei den meisten den Inhalt eines ganzen Daseins ausmacht. In den Augen der Amerikaner war er nicht der verträumte Deutsche, der beim Verfolgen seiner Ideale den Boden unter den Füßen verliert, sondern eine entschlossene Kampfnatur, die durch Enttäuschungen nur zu einer stärkeren Entfaltung ihrer

Kraft angespornt wird und praktische Ziele verfolgt. Man gewann drüben sofort Zutrauen zu dem beweglichen und unternehmenden Rheinländer, der durch seine bittern Erfahrungen keineswegs eingeschüchtert war und sich mit einem bescheidenen Unterschlupf begnügte, sondern das, was sich in Deutschland nicht erreichen ließ, in den Vereinigten Staaten durchzuführen versuchte.

Als die republikanische Partei sich nach einem entschlossenen Führer umsah, richtete sie ihr Augenmerk auf diesen Mann, der sie im Jahre 1860 auch tatsächlich zu einem vollen Siege führte. Schurz verstand es, seine besten deutschen Eigenschaften, Wissen, Willenskraft und Treue, in den Dienst seines neuen Vaterlandes zu stellen und sich Stellungen zu erringen, in denen er auf den verschiedensten Gebieten die jugendlich aufstrebende Entwicklung des Landes wesentlich fördern konnte. Aus einem Advokaten in Milwaukee wurde er auf Lincolns Wunsch im Jahre 1861 Gesandter in Spanien, und als der Sezessionskrieg ausbrach, trat er in die Armee der Nordstaaten ein, um sich als General in einer Reihe von Schlachten, wie bei Bull Run und Chattanooga, hervorzutun.

Was er später als Bundessenator für Missouri, als Minister des Innern unter dem Präsidenten Hayes, daneben früher als Zeitungskorrespondent und später als Herausgeber der „Westlichen Post“

in St. Louis, der „Evening Post“ in New-York und der „Boston Post“ in Boston, sowie als namhafter Redner für die politische Bildung und die Hebung des gesamten öffentlichen Lebens geleistet hat, bildet ein inhaltreiches Kapitel in der Geschichte der Vereinigten Staaten. Die Spuren seiner Tätigkeit sind noch jetzt überall deutlich zu erkennen, und die Ziele, die er mit rastlosem Eifer verfolgt, als die allein richtigen anerkannt worden.

Auch als rein literarische Erscheinung verdient Schurz volle Anerkennung. Als er den amerikanischen Boden betrat, konnte er kein Wort englisch. Er füllte diese Lücke seiner Bildung aber in der denkbar kürzesten Zeit und in einer Weise aus, die ebenfalls für seinen praktischen Verstand sprach. Er nahm niemals eine englische Grammatik zur Hand, sondern eignete sich die Regeln und den Wortschatz durch die Lektüre der Tageszeitungen an, die er von den Depeschen und Korrespondenzen bis zu den Lokalnotizen und Anzeigen aufs Genaueste durchstudierte, um das Erworbene in der Unterhaltung dann sofort zu verwerten und zu erweitern. Hierauf kamen Romane von Walter Scott bis auf Dickens und Thackeray, historische Essays, wie die von Macaulay, an die Reihe, bis der Versuch, den ungeheuren Wortreichtum in den Dramen Shakespeares zu bewältigen, erfolgreich gemacht wurde.

Schurz machte es sich dabei zur Pflicht, kein

Wort, und sei es das geringfügigste, zu überschlagen, sobald ihm sein Sinn nicht völlig klar war. So wenig er die Grammatik benutzte, umso fleißiger schlug er das Wörterbuch nach. Der Kampf zwischen den beiden Sprachen, der in manchen deutsch-amerikanischen Zeitungen nicht selten ein trauriges Kauderwälsch erzeugt hat, ist für ihn einfach nicht vorhanden. Er hat sein Deutsch im Sprechen und Schreiben vollkommen rein erhalten, und der Ehrentitel eines englischen Klassikers wird ihm daneben von keinem Amerikaner streitig gemacht. Die Kulturen beider Länder haben sich in seiner Persönlichkeit zu voller und reiner Blüte vereinigt.

Die Bekanntschaft mit Karl Schurz verdanke ich der Liebenswürdigkeit Udo Brachvogels, der nun ebenfalls bald vierzig Jahre in den Vereinigten Staaten lebt und in seiner Denk- und Gefühlsweise ein schätzenswertes Band zwischen dem amerikanischen und deutschen Geistesleben bildet. In einem kleinen Ort bei Danzig geboren, kam er mit zweiunddreißig Jahren nach Wien, um dann als Beamter einer großen Privatgesellschaft in Ungarn tätig zu sein. Als dies Unternehmen sich auflöste, siedelte Brachvogel nach Amerika über und ließ sich von der Frische seiner Beobachtung und Darstellung der Journalistik in die Arme treiben. 1867 trat er in die Redaktion der „Westlichen Post" in St. Louis ein, in deren deutscher Bevölkerung er sich durch

seinen Fleiß und Pflichteifer alsbald eine angesehene Stellung verschaffte. In dem Begründer dieses Blattes, Emil Preetorius, fand er einen Führer und Freund, unter dessen Leitung er sich in die Eigentümlichkeiten des amerikanischen Lebens schnell einlebte, ohne die Beziehungen zu seiner deutschen Heimat zu verlieren.

Preetorius, der im vergangenen Frühjahr seinen achtzigsten Geburtstag in voller geistiger Frische feierte, steht noch heute an der Spitze seines Blattes und gehört zu den Männern, die der Sturm des achtundvierziger Jahres nach Amerika verschlagen hat. Mit mildem philosophischen Ernst hat er all die Umwandlungen an sich vorüberziehen sehen, die das rasche Aufblühen des Staatenbundes begleiteten, und seine Rolle als guter Berater des Deutschtums an den Ufern des Mississippi tapfer und erfolgreich durchgeführt. Auch unter schwierigen Umständen, wenn bei beiden Nationen Mißverständnisse entstanden waren, hat er für eine verständige und sachliche Vermittlung Sorge getragen.

Viele von den Deutschen, die zur Weltausstellung nach St. Louis gekommen sind, haben den würdigen alten Herrn in seiner hübschen, am Lafayette Park gelegenen Villa aufgesucht und sich an den klugen Worten erfreut, mit denen er von der Höhe seiner reifen Erfahrungen seinen Landsleuten zur richtigen Orientierung über die dortigen Verhältnisse behilflich

war. In seinem Sohn Edward Preetorius und John Schroers, dem geschäftlichen Leiter der „Westlichen Post", hat er zwei jüngere Kräfte gefunden, die ihn, so weit es not tut, entlasten und sein Unternehmen in Uebereinstimmung mit den Ansprüchen erhalten, die an eine moderne Zeitung gestellt werden.

Udo Brachvogel, der später nach New-York übersiedelte und dort das „Belletristische Journal" herausgab, erfreut sich der persönlichen Freundschaft von Karl Schurz und erbot sich, noch bevor ich einen solchen Wunsch aussprechen konnte, bei einem Diner im New-Yorker „Deutschen Klub" mich bei ihm einzuführen. Die beiden Männer wohnen nur dreißig Schritt von einander, in unmittelbarer Nähe des Central Parks, der als wundervolle Erholungsstätte zu täglichen Spaziergängen lockt und gleichzeitig mit der Lenox Bibliothek und den beiden prachtvollen Museen für bildende Kunst und Naturwissenschaft eine kaum zu erschöpfende geistige Anregung bietet. Von Madison Avenue, wo Brachvogel wohnt, braucht man nur um die Ecke zu biegen, um zu Karl Schurz zu gelangen.

Dabei wird man durch den Anblick eines Marmorpalais festgehalten, dessen Fenster auf die Anlagen des Central Park hinausführen und das dem bekannten Amerikaner Andrew Carnegie gehört. Begegnet man dem merkwürdigen Mann, unter dessen Händen sich, wie bei jenem phrygischen König, alles

in Gold verwandelt, an der Schwelle seines Hauses oder bei seinen Spazierfahrten im Park, so merkt man ihm in seiner wenig auffallenden äußeren Erscheinung nicht im geringsten an, daß er sich aus den kleinsten Anfängen zur Höhe eines der mächtigsten Finanzgenies der Welt emporgearbeitet hat.

Ein geborener Schotte und Sohn eines schlichten Webers, wanderte er bereits mit elf Jahren nach Amerika aus, wo er es anfänglich nur zur Stellung eines bescheidenen Telegraphenbeamten brachte, bevor er seine bis zum Unheimlichen entwickelte Begabung entdeckte, die Arbeit anderer für sich auszunützen, tote Werte in lebendige zu verwandeln und in verhältnismäßig kurzer Zeit einen Reichtum einzuheimsen, der sich ins Unermeßliche steigerte. Nachdem er sich durch seine geschickte Spekulation mit den Woodruffschen Schlafwagen ein Vermögen erworben hatte, rief er Eisen- und Stahlwalzwerke von solchem Umfang ins Leben, wie sie vor ihm überhaupt noch nicht vorhanden waren.

Carnegie hat auch mehrere Schriften herausgegeben, in denen er sich mit dem Evangelium und den Pflichten des Reichtums beschäftigt. Er erörtert darin die Umstände, die für den Erwerb eines großen Vermögens am günstigsten sind, und deutet die Wege an, auf denen es in zweckmäßiger Weise möglich ist, die zusammenströmenden Quellen des Besitzes der Allgemeinheit wieder zugute kommen zu

lassen. Seine Lebensaufgabe erblickt er darin, von den anderthalb Milliarden Mark, die er vermutlich besitzen dürfte, nur den zehnten Teil seinen Erben zu hinterlassen, das übrige aber zur Begründung großer Volksbibliotheken und Bildungsinstitute anzuwenden, von denen in Schottland und Nordamerika eine ganze Reihe auf seine Kosten entstanden sind. Er bittet also gewissermaßen die Mitwelt um Entschuldigung, daß er mit seinen beiden Händen so viel Gold zusammengerafft hat, und erwartet von der Nachwelt, daß sie ihm das Zeugnis eines Wohltäters der Menschheit nicht versagen werde.

Wer weiß aber, ob sein Vermögen, obwohl er sich angeblich von den Geschäften zurückgezogen hat, nicht noch immer mehr anschwillt, und ob die Sorge, es vernünftig anzuwenden, für ihn nicht zu einer ebenso großen Last wird, wie für die meisten Menschen, ihr täglich Brot zu erwerben. Vielleicht quält ihn auch der Gedanke, ein großer Schriftsteller zu werden, und er würde gern ein paar Milliönchen dafür hergeben, wenn die Bücher, die er vermutlich selbst bezahlen muß, ihm wenigstens soviel einbringen würden, wie ihn seine Bedienung und seine Pferde kosten.

Als wir vor der Tür zur Wohnung von Karl Schurz standen, entschlüpfte mir eine Bemerkung, die meinen liebenswürdigen Führer in ungebändigte Heiterkeit versetzte. Ich beging nämlich die Unvorsichtigkeit, Brachvogel zu fragen, ob ich mich der

Anrede „Exzellenz“ bedienen müsse, was bei einem Manne wie Schurz nach europäischen Begriffen ganz selbstverständlich wäre. Brachvogel verspottete mich aber deswegen, meinte, daß man solchen „Firlefanz“ in den Vereinigten Staaten nicht kenne, bedauerte aber als guter Schalk nachher aufrichtig, daß er mich noch rechtzeitig aufgeklärt habe. „Freund Schurz wäre einfach vom Stuhl gefallen, wenn Sie ihn so angeredet hätten“, meinte er, indem er sich vor Lachen noch immer schüttelte und ausmalte, wie schön es gewesen wäre, mich in dieser Weise verspottet zu sehen.

Wir machten aber beide wieder ein ernstes Gesicht, als die Haustür sich öffnete und eine Minute später sich vom ersten Stockwerk die Stimme von Karl Schurz vernehmen ließ, der um Entschuldigung bat, daß er uns nicht selbst die Treppe hinaufgeleiten könne, da er sich vor dem scharfen Winde fürchte, der gerade an diesem Tage auf den Straßen New-Yorks herrschte.

Da stand er nun in seinem Arbeitszimmer vor uns, der verehrte Mann, der länger als ein halbes Jahrhundert hindurch die staunenswerte Entwicklung der Vereinigten Staaten nicht nur als stiller Beobachter erlebt, sondern in ihrem Mittelpunkt gestanden, sie in einflußreichen Stellungen mit seinen Ideen und seiner Tatkraft gefördert und damit einen glänzenden Beweis geliefert hat, mit welcher Be-

weglichkeit, Ausdauer und Tiefe sich das Deutschtum fremden Verhältnissen anzupassen und sie geistig zu beherrschen versteht.

Obwohl er bereits im Alter der Patriarchen steht, drückt sich in seiner Erscheinung auch jetzt noch die Mischung von Energie und Nachdenklichkeit aus, die das Charakteristische in seinem Wesen ausmacht, wenn auch das Beschauliche in seinen Jahren naturgemäß überwiegt. Er machte sogar im ersten Augenblick, als er uns in Schlafrock und Hausschuhen empfing, den Eindruck eines deutschen Gelehrten, der von seinen Bücherschränken, den Zeitungen, Broschüren und Manuskripten auf seinem Schreibtisch umgeben war. Seine hohe Figur und das Gesicht mit den stark hervortretenden Augenbrauen, den feinen Linien, die sich darin eingegraben haben, und dem vom Rötlichen zum Weiß schattierten Vollbart hinterließen den Eindruck einer milden und doch gebieterischen Persönlichkeit.

Er hatte es vorgezogen, sich allen Begrüßungen, die man zu seinem fünfundsiebzigsten Geburtstag vorbereitet hatte, aus dem Wege zu gehen und eine Reise nach dem Süden der Vereinigten Staaten anzutreten. Auch dort hatte er nicht nur seiner Erholung gelebt, sondern eingehende Studien über die Behandlung der Negerfrage, dieses Sorgenkindes der vereinigten Republiken, gemacht. Er hatte sogar in einem dortigen Neger-College gewohnt und aus

seinen Beobachtungen die Ueberzeugung gewonnen, daß die Einrichtungen beim Unterricht durchaus geeignet seien, die Schwarzen, wenn auch nur ganz allmählich, auf die Stufe der europäischen Kultur zu erheben.

Freilich wollen die Erfolge, die man bisher erreicht hat, nur wenig bei einer Negerbevölkerung von neun Millionen bedeuten, die sich unter den größten Schwierigkeiten von den Eigentümlichkeiten ihrer Rasse lossagen und mit ihnen eine beständige Gefahr für das Rechtsbewußtsein und Familienleben der Weißen bilden, so wenig sie auch, namentlich in den Südstaaten, für die Arbeit auf den Baumwollen-, Reis- und Tabakplantagen zu entbehren sind.

Wir erinnerten uns dabei, wie der Präsident Roosevelt es gerade mit seiner Behandlung dieses Problems mit vielen seiner Anhänger verdorben hatte, die es ihm nicht verzeihen konnten, daß er einem Neger, wenn auch von der geistigen Begabung Booker Washingtons, dem Verfasser des gehaltvollen Buches „Free from Slavery“, einen Platz an seinem Frühstückstisch eingeräumt hatte.

Dann gedachten wir der Gesetze gegen die Verwüstung der amerikanischen Wälder, womit Schurz eine seiner erfreulichsten Taten zur Ausführung gebracht hat. Der billige Spott, mit dem er dafür von gedankenlosen Waldfrevlern als „Forstmeister“

gehänselt wurde, hat ihn nicht abgehalten, die Amerikaner auf die Gefahren dieser Barbarei immer wieder hinzuweisen und wohltätige Reformen durchzusetzen. Unter den vielen und wertvollen Erinnerungen, mit denen seine Arbeits- und Wohnzimmer geschmückt sind, fielen mir mehrere Porträts der berühmten französischen Tragödin Rachel auf, deren Spiel ihn bei ihrer amerikanischen Gastreise in Entzücken versetzt hatte.

Am erfreulichsten war es für mich aber, zu vernehmen, daß Karl Schurz mit dem Abschluß seiner literarischen Tätigkeit in Form einer groß angelegten Selbstbiographie beschäftigt sei, die drei Bände umfassen soll. Während der Sommermonate, die er auf seiner romantisch gelegenrn, von Wald und Wasser umgebenen Besitzung am Lake George zubringt, hat er die Arbeit bereits rüstig gefördert, und man darf sicher darauf rechnen, daß er sie ebenso glücklich vollenden werde, wie er sie geplant hat.

Der erste Band, der sein Leben in Deutschland, die Revolutionszeit und die Befreiung Kinkels, bis zur Reise nach Amerika behandelt, ist bereits fertiggestellt worden. Der zweite Band hebt mit seiner Landung in den Vereinigten Staaten an und der dritte soll den ganzen Umfang seiner politischen und staatsmännischen Tätigkeit schildern. Diese beiden Teile werden von dem Verfasser englisch niedergeschrieben, sodaß die Autobiographie zugleich ein

glänzendes Beispiel für seine Meisterschaft in den beiden Sprachen bilden wird, in denen er gelebt und gedacht, deren feinste Empfindungen und Unterschiede er in sich aufgenommen hat und in deren Verbindung das Symbol für seine Stellung als führender Geist des Deutsch-Amerikanertums zum schönsten Ausdruck kommt.

Heinrich Heine in Amerika.

Wenn in den Schriften Heines von den Vereinigten Staaten die Rede ist, macht der Dichter von seinem Talent, zu hassen und dem Gegner die Spitzen seiner Satire tief ins Fleisch zu drücken, ausgibige Nutzanwendung. Er brauchte nur an Amerika zu denken, so regte sich in ihm die Galle und seine Phantasie schwelgte im Ausmalen von Karrikaturbildern, mit denen er sich die Menschen und Zustände jenseits des Atlantischen Ozeans vom Leibe zu halten suchte. Er, der ungezogene Liebling der Grazien, konnte sogar, wenn er auf das Thema zu sprechen kam, ohne jede Anmut zu schimpfen anfangen.

In dieses Gefühl mischte sich offenbar viel unglückliche und getäuschte Liebe. Auch er hatte in seiner Jugend die Blicke sehnsuchtsvoll nach dem Westen über das Meer gerichtet und von dem Lande der Freiheit geträumt, in dem die ausgestoßenen Kinder

Europas sich auf jungfräulichem Boden zu einem schönen Bunde der Menschenliebe die Hand zu reichen schienen. Während die deutschen Zeitungen über ihn herzogen, erinnerte er sich gerne daran, daß man ihn in Frankreich mit Anerkennung überhäufte, daß Amerika ihn fleißig nachdruckte und Schriftsteller in New-York und Albany über ihn Vorlesungen hielten. Aber dann packte ihn wieder das Gefühl des Unwillens über die Art, wie nach seiner Auffassung die alte Kultur sich drüben in breite und seichte Kanäle ergoß. In Kopf und Herz regte sich bei ihm der Aristokrat, der sich den meisten seiner Mitstrebenden überlegen fühlte und nicht wollte, daß bei der Entwicklung eines großen Gemeinwesens die Durchschnittsbegabung die Oberhand gewinne.

Die Zeit vor der Juli-Revolution hatte ihn seelisch arg herabgestimmt und die Nachricht von dem plötzlichen Umschwung der Dinge freudig gehoben. In diesem Auf und Nieder der Empfindung träumte er von einem ruhigen Verlauf seines Lebens und nach seinen eigenen Worten von der Möglichkeit, Wolkenzüge zu beobachten, metrische Wortzauber zu erklügeln, die Geheimnisse der Elementargeister zu erlauschen und sich in die Wunderwelt alter Märchen zu versenken. Aber er wußte nicht, wo er sein Haupt niederlegen konnte. In Deutschland störten ihn die Polizeidiener, in Italien die österreichischen Schildwachen, im Norden und gar im Nordosten die

Eisbären, die sich zivilisieren und Glacéhandschuhe tragen, und in England mochte er nicht in effigie hängen, viel weniger in Person leben.

Da taucht der Gedanke an Amerika vor ihm auf, und sofort wirft er nach dem Lande mit groben Worten. Die Vereinigten Staaten sind ihm ein ungeheures Freiheitsgefängnis, in dem der widerwärtigste aller Tyrannen, der Pöbel, seine rohe Herrschaft ausübt, in dem es weder Fürsten noch Adel gibt, sondern alle Menschen dort gleich, gleiche Flegel seien. Diese Gedanken, die er in seinen „Briefen aus Helgoland" aussprach und dann seinem Buch über Börne einfügte, regten ihn später in den „Lamentationen" zu einem boshaften Gedicht an, das ihm die Yankees niemals vergessen haben und das folgendermaßen lautet:

Manchmal kam die Lust mir an
Nach Amerika zu segeln,
Nach dem großen Freiheitsstall,
Der bewohnt von Gleichheitsflegeln —
Doch es ängstigt mich ein Land,
Wo die Menschen Tabak käuen,
Wo sie ohne König kegeln,
Wo sie ohne Spucknapf speien.

Amerika hat sich an dem Dichter gerächt, indem es bei der Aufführung der Komödie, die sich um die Aufstellung seines Denkmals drehte, eine wichtige Rolle übernahm. Man kennt die trostlose Geschichte, wie die verstorbene Kaiserin Elisabeth von Oesterreich

die schöne Absicht verfolgte, dem Dichter der „Loreley“ ein Denkmal zu errichten, und wie sie die Ausführung dieses Gedankens dem Berliner Bildhauer Ernst Herter übertrug. Ein Komitee, auf dessen Liste die besten Namen aus ganz Deutschland zu finden waren, wurde zusammengestellt, und in Düsseldorf, der Geburtsstadt Heines, war bereits ein Platz für die Errichtung des Standbildes ausersehen. Da begann jenes öde Wühlen und Hetzen, das wir alle schaudernd erlebt haben und das den meisten die Freude an dem Werk bald gründlich verdarb. Man suchte sich trotzdem für die Erfüllung einer nationalen Ehrenpflicht stark zu machen, indem man eine größere Anzahl von Schriftstellern und Männern der Wissenschaft um ihre Meinung befragte, und erlebte die Genugtuung, daß sie in der überwiegenden Mehrzahl der Denkmalsidee mit Nachdruck zustimmten. Trotzdem wußte man, nachdem Düsseldorf den Rückzug angetreten hatte, nicht mehr, wo man mit dem Standbild bleiben sollte, denn selbst in Mainz, wo man bittend angeklopft hatte, fand man verschlossene Türen.

In diesem beschämenden Augenblick rührte sich das Deutschtum in den Vereinigten Staaten und erbot sich, das Bild Heines an einem würdigen Platz in New-York aufstellen zu wollen. Gustav Karpeles, der so viel für das Verständnis des Dichters getan hat, erinnert daran, wie er sich schon in seinen

„Reisebildern" über die Errichtung seines Monuments in Düsseldorf lustig gemacht und sogar die Höhe des Trinkgeldes bestimmt hatte, das die grünverschleierten vornehmen Engländerinnen für die Besichtigung dem Dienstmädchen geben würden. Im Sommer 1899 ist der Loreleybrunnen Herters dann wirklich in New-York aufgestellt worden.

Aber wo? Die Frage war nicht so einfach zu beantworten. In Deutschland sind viele Literaturfreunde der Meinung, daß man den Dichter in den Anlagen des prächtigen Zentralparks finde, wo man auch Büsten anderer Führer des geistigen Lebens in Deutschland, wie Beethoven und Alexander v. Humboldt, antrifft. Das war aber eine Täuschung, die sich daraus erklärte, daß man eine Stelle in diesen Anlagen zwar eine Zeitlang in Vorschlag gebracht hatte, dann aber wieder davon abgekommen war. Die Deutschen mochten sich schon im Voraus darauf freuen, vor den Fenstern ihres gemütlichen Klubs, der sich am Zentralpark befindet, aus den grün belaubten Bäumen das Bild des Dichters hervortreten zu sehen. Aber in dem Zickzack der Komödie der Irrungen, in deren Maschen sich das Heine-Denkmal immer mehr verwickelte, kam man auch auf diesem Wege zu keinem befriedigenden Ergebnis. Man bedachte alles mögliche, rechnete mit der Empfindlichkeit der Amerikaner, die sich über Heine ärgerten, und verlor darüber die Lust an dem Unternehmen. Der

Dichter, den man von seiner Heimat ausgeschlossen hatte, war obdachlos geblieben, und was als eine Ehrung gedacht war, verwandelte sich in eine Verlegenheit, um die man sich am Liebsten ganz herumgedrückt hätte.

Wo in aller Welt steht nun aber das Denkmal? Weder der verbreitetste Führer, den der Verlag von Rand, Mac Rally & Co. in New-York herausgegeben hat, noch das neueste, in englischer Sprache erschienene, im übrigen ganz vortreffliche Handbuch von Bädeker über die Vereinigten Staaten erwähnt des Kunstwerkes mit einer Silbe. Selbst sein Schöpfer Ernst Herter irrte sich, denn als ich ihn im Frühling dieses Jahres in seinem Charlottenburger Atelier aufsuchte, meinte er, daß sein Standbild in den Anlagen des Bronxparks zu finden sei. Ein romantischer Trieb veranlaßte mich, gleich nach meiner Ankunft in New-York die Stätte aufzusuchen, die in der neuen Welt Heine gewidmet ist. Aber der Führer meines Automobils hatte nur eine ganz allgemeine Vorstellung davon, wo dieser Park zu finden sei, jedenfalls im äußersten Norden der Stadt, wohin ein Fremder noch niemals Verlangen gezeigt habe. Wir fahren weit und immer weiter, fragen diesen und jenen nach dem Wege und erfahren, daß wir immer noch ein paar englische Meilen von unserem Ziel entfernt seien. Da ertönt plötzlich ein kurzer, heftiger Knall, und wir sitzen in dem aus-

gefahrenen, schmutzigen Wege fest, da der Gummireifen an einem der Automobilräder auf einen Nagel gefahren war und infolgedessen geplatzt ist. Nun gerät unser Führer aus dem Häuschen, zeigt sich, nachdem er so lange den Amerikaner markiert hatte, als ein richtiger Berliner und meldet, daß er in kurzer Zeit den Schaden wieder gut machen werde. Darüber vergeht fast eine Stunde. Wir fahren endlich los, aber die schlecht geflickte Stelle platzt wieder, und wir sitzen aufs neue fest. Mittlerweile ist es Abend geworden und an eine Besichtigung nicht mehr zu denken. Zum Glück befindet sich eine der Hochbahnen in der Nähe, die uns unversehrt nach der Stadt zurückbringt.

Das nächste Mal stellen wir es klüger an und fahren gleich mit der Eisenbahn nach dem Bronxpark hinaus. Bei der hunderteinundachtzigsten Straße machen wir Halt und suchen den vertriebenen Heine in weitausgedehnten Anlagen. Wir geraten in einen botanischen Garten und lernen seltene Pflanzen kennen. Wir verirren uns zu Teilen des Parkes, in denen Büffel spazieren gehen und wilde Tiere in Käfigen gehegt werden. Nur von unserem Dichter ist nirgends die Rede. Wir fragen immer wieder, und niemand vermag uns Auskunft zu erteilen. Endlich erfahren wir, daß Heine nicht hier, sondern in der hunderteinundsechzigsten Straße zu sehen sei. Also wieder zurück mit der Hochbahn bis zu einem

Punkt, wo der Harlem River einen weiten Bogen macht, bevor er sich in den Hudson ergießt.

Die Gegend ist nüchtern und unerfreulich. Aus den Fenstern der sechs- und achtstöckigen Häuser guckt die Armut heraus, die nur an den knurrenden Magen, nicht aber an geistige Bedürfnisse denkt. Kaum daß uns hie und da ein altes Mütterchen begegnet, das ein Kind am Arme führt. Wir wandern über Stock und Stein neben einer elektrischen Bahn einher, auf der sich der Verkehr nur in langen Zwischenräumen abzuspielen scheint, denn wir bekommen keinen Wagen zu sehen. Endlich gelangen wir zu einer mäßigen Anhöhe, die von Bäumen beschattet ist, und in ihrer Mitte wird die Marmorgruppe sichtbar, die an den Verfasser des „Buches der Lieder" erinnern soll.

Etwas Freudloseres als diese Umgebung läßt sich schwer denken. Sie ist vom Verkehr solcher Leute, die Bildungsinteressen verfolgen, vollständig abgeschnitten. Niemand hat Auge und Verständnis für diese Stelle. Ab und zu geht ein Arbeiter, der am Ufer des Harlem River zu tun hat, mit beschmutztem Rock hier vorbei — sonst ist alles still und stumpf. Kein Vogel singt in den Zweigen, keine Hand hat ein Zeichen liebevoller Erinnerung an den Marmorstufen niedergelegt. Auf dem Postament sitzt die Figur der Loreley, wie sie mit goldenem Kamme ihr Haar kämmt, eine kräftige, eindrucksvoll modellierte Frauengestalt. Darunter befindet sich

das Reliefporträt Heines und über dem Becken auf beiden Seiten die Inschrift: „To the Memory of their great Poet the Germans in the United States“ — „Ihrem großen Dichter die Deutschen in Amerika“. Darunter sitzen drei Frauengestalten, die das Eigenartige der Heineschen Poesie verkörpern. Bubenhände haben der einen Figur den Kopf und einer anderen die rechte Hand abgeschlagen. Man hat die fehlenden Stücke erneuert, aber man sieht ganz deutlich, wo sie angekittet worden sind.

Das ist wahrlich keine Stätte der Erhebung, die sich hier vor uns auftut, sondern der niederdrückenden Schwermut. Armer Heine, mußtest du deshalb die weite Reise über den Atlantischen Ozean antreten, um hier in die Oede verbannt zu werden, wo dich niemand sieht und kennt, wo kaum jemals ein Heimatlaut zu vernehmen ist, wo nur das Einerlei und die Dürftigkeit des Lebens herrschen? Wenn der von den Menschen so weit verstoßene Dichter aus seinem kalten Marmor heraus reden könnte! Die Deutschen haben ihn in der neuen Welt ehren wollen, aber Amerika hat sich für den Spott, den er dem Lande angetan, grausam gerächt und ihn dorthin verpflanzt, wo die letzten Häuser stehen, als wäre er ein Ausgestoßener und nicht wert, von all den goldstrotzenden Damen und Herren gesehen zu werden, die sich alle Nachmittage im Zentralpark bewundern lassen, aber viel zu vornehm sind, um

sich bis in die Einsamkeit zu verirren, wo sich das Heine-Denkmal befindet.

Unwillkürlich mußte ich an die schöne Feier denken, die im November vor drei Jahren auf dem Montmartre-Friedhof in Paris abgehalten wurde. Es galt, an Stelle des alten Kirchhofpflastersteines, wie man ihn mit Recht genannt hat, für Heinrich Heine ein würdiges Grabdenkmal zu enthüllen. Köstlich strahlte die Sonne vom wolkenlosen Himmel, und in der frischen, kristallenen Luft gingen ein paar hundert Deutsche, darunter namhafte Schriftsteller, durch den Viadukt am Eingang und an dem blumengeschmückten Rondell vorbei, bis sie die Avenue de la Cloche erreichten. In der Mitte zur Linken erhebt sich das weihe- und stimmungsvolle Denkmal von dem dänischen Bildhauer Hasselriis, der auch sein Bild für die Kaiserin von Oesterreich im Achilleion auf Korfu gemeißelt hat. Unterhalb der Marmorbüste des Dichters liest man auf einer Platte in goldener Schrift eines seiner letzten Gedichte: „Wo?", in dem er sich aus dem Gefühl der bevorstehenden Auflösung zu einer großartigen Naturauffassung aufschwingt, als Wandermüder die Palmen des Südens und die Linden des Rheins, den Wüstensand und die Meeresküste an sich vorbeiziehen läßt, um in dem Gedanken an Gottes Himmel, der ihn umgibt, und die Sterne als Totenlampen eine wehmutsvolle Beruhigung zu finden. Dort schläft er, zwar in der Fremde, aber von der

Liebe behütet, mit welcher die Franzosen ihre großen Toten zu ehren wissen.

Wie reizvoll hat es doch Bernardino Zendrini verstanden, das „Buch der Lieder" ins Italienische zu übersetzen und alles Wohllautende und Süße in der Sprache Petrarcas wiederzugeben! Selbst in Rußland ist Heine schon längst ein volkstümlicher Dichter. Ein begabter Lyriker, Weinberg, der seine Seelenverwandtschaft mit dem deutschen Dichter dadurch hervorhebt, daß er sich in seinen Poesien mit Vorliebe „Heine aus Tambow" nennt, hat sich auch als namhafter Uebersetzungskünstler eine angesehene Stellung errungen. Unter seiner Redaktion und Mitwirkung erscheinen gegenwärtig die Heine'schen Werke in zweiter Auflage, und zwar in einer Verbreitung, für die sich nicht so leicht ein Beispiel finden läßt. Mein Freund A. F. v. Marcks, der vor Kurzem gestorbene Herausgeber der einflußreichsten russischen Wochenschrift „Niva" in Petersburg, bestimmte diese Uebertragung seinen Abonnenten monatlich als Gratisbeilage. Von jedem dieser Bände des russischen Heine werden auf diese Weise über zweihunderttausend Exemplare in Rußland bis in die fernsten sibirischen Städte abgesetzt — ein literarisches Denkmal des Dichters im slavischen Osten, worüber wir nur helle Freude empfinden können.

Noch immer stehe ich in der Einsamkeit vor dem Loreleybrunnen in New-York und denke über

die wunderliche Komödie nach, die mit seiner Aufstellung ihr Ende gefunden hat. Vom Harlem River kommt gerade ein Trupp Arbeiter den Abhang hinauf, ohne uns zu beobachten. Nur der Wächter, der sich nach Weib und Kind zu sehnen scheint und einmal über das andere hinter seiner Hand gähnt, verfolgt uns mit seltsamen Blicken. Ein scharfer Wind kommt vom Fluß herauf und zwingt uns, den Kragen unseres Ueberrockes hoch zu schlagen. Immer melancholischer wirkt der Anblick dieses Monuments, um das sich in einer Stadt von dreieinhalb Millionen Menschen niemand kümmert und von dem viele Deutsche in New-York nicht einmal anzugeben wissen, wo es steht. Armer Heine!

MAY 16 1905.

Inhalt.

	Seite
An Bord „Kaiser Wilhelm II“	3
Amerikanische „Wolkenkratzer“	32
New-Yorker Hotels	47
Verkehrsleben in New-York	66
Beim Präsidenten der Vereinigten Staaten . . .	94
Die Weltausstellung in St. Louis.	
Erste Eindrücke	113
Die Eröffnungsfeier	124
Die Eröffnung des Deutschen Hauses . . .	135
Auf dem „Pike“ und in den „tirolen Alpen“	147
Das Gesamtbild	159
Die deutsche Kunstausstellung	170
Deutsche Unterrichts-Abteilung	181
Die Staatengebäude	194
Deutsches Kunstgewerbe	207
Das Philippinendorf	219
Der Palast der Bundesregierung und die fremden Staaten	231
Schlußbetrachtung	243
Deutsch-Amerikanertum	257
Heine in Amerika	276

Gedruckt bei J. S. Preuß, Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Bunte Briefe aus Amerika

Von

Eugen Zabel

Berlin 1905
Verlag von Georg Stilke

3418

LIBRARY OF CONGRESS
0 011 291 094 3